


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Goethe-Schriften

von

Kuno Fischer

Dritte Reihe

7. Goethes Faust. 2. Band
8. Goethes Faust. 3. Band
9. Goethes Faust. 4. Band



Heidelberg
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung
1904

Goethe-Schriften

von

Kuno Fischer.

9.

Goethes Faust.

Von

Kuno Fischer.

Vierter Band.

Die Erklärung des goetheschen Faust nach der Reihenfolge seiner Scenen. Zweiter Theil.



Heidelberg.
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Inhalt.

Vierter Band. Die Erklärung des goetheschen Faust nach der Reihenfolge seiner Scenen. Zweiter Theil.

Erstes Capitel.

Aus der kleinen in die große Welt.

Zweites Capitel.

Der Mummenschanz und das Papiergeld.

Drittes Capitel.

Die Beschwörung und Erscheinung des Paris und der Helena.

Viertes Capitel.

In das alte classische Land.

Fünftes Capitel.

Die classische Walpurgisnacht.

Sechstes Capitel.

Die Tragödie der Helena.

Siebentes Capitel.

Das heroische Idyll. Faust und Helena in Arkadien.

Achtes Capitel.

Der Kampf um das neue Land.

Neuntes Capitel.

Faust als Herrscher.

Zehntes Capitel.

Fausts Triumph und Tod. Hölle und Himmel. Verklärung und Unsterblichkeit.

Seite

Erstes Capitel.

Aus der kleinen in die große Welt.

I. In den Hochalpen. Am Vierwaldstättersee.

1. Der Anfang des neuen Lebens.

„Wir sehn die kleine, dann die große Welt.“ So hatte das Programm des Mephistopheles gelautet, als er nach dem Gespräch mit dem Schüler den Faust zur Weltfahrt einlud.[1] Die erste Hälfte dieses Programms ist erfüllt, die kleine Welt ist erlebt worden, die Ausführung der anderen Hälfte ist das Thema des zweiten Theils unserer Dichtung, dessen historische Entstehung und Vollendung wir schon verfolgt und dargelegt haben.[2]

Großartig und bedeutungsvoll sind sogleich die Oertlichkeiten, wo uns Faust wieder entgegentritt. Der Schauplatz der ersten Scene sind die Hochalpen in der Mitte der Schweiz, eine der erhabensten und stimmungsvollsten Gegenden am Vierwaldstättersee; es ist eine warme, vom Vollmond er=

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. III. Cap. IV. S. 139. — [2] Ebendas. Bd. II. Cap. V. S. 117—142.

leuchtete Frühlingsnacht. Der Schauplatz der zweiten Scene ist die kaiserliche Pfalz.

Ariel mit seinem Elfenchor umschwebt den auf blumigen Rasen gebetteten Faust und sorgt, daß durch tiefen normalen Schlaf er zu neuem Dasein gestärkt und wiederhergestellt werde. Die Elfengeister sind groß gesinnt, ihr Mitleid gilt dem Unglücklichen, unbekümmert um dessen Schuld oder Unschuld:

Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet, wo sie helfen kann;
Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

Dieser Unglücksmann hat in verzweifeltem Schuldgefühle sein Leben verwünscht, nun mögen die Elfen das wunde Gewissen heilen und durch eine wohlthätige Vergessenheit ihn selbst wieder in das Leben einführen:

Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise,
Besänftiget des Herzens grimmen Strauß!
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus;
Erst senkt sein Haupt aufs kühle Polster nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethes Fluth;
Gelenk sind bald die krampferstarrten Glieder,
Wenn er gestärkt dem Tag entgegen ruht.

Die Chorgesänge der Elfen begleiten und lenken den Schlaf des Faust durch seine vier

Pausen: das Einschlafen, den tiefen mitternächtigen Schlaf, das erste aufdämmernde Vorgefühl des Morgens, endlich das hoffnungsfreudige, von neuem Lebensmuth und heldenmüthiger Entschlossenheit erfüllte Erwachen.

Der Elfengesang, der das Einschlafen begleitet:

Lispelt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh;
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Während des tiefen Schlafes:

Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd,
Herrscht des Mondes volle Pracht.

Das Vorgefühl des anbrechenden Morgens:

Fühl es vor! Du wirst gesunden;
Traue neuem Tagesblick!

Endlich das hoffnungsfreudige Erwachen:

Schlaf ist Schale, wirf sie fort!
Säume nicht, dich zu erdreisten,
Wenn die Menge zaudernd schweift;
Alles kann der Edle leisten,
Der versteht und rasch ergreift.

Die Geburt des Tages wird nicht von Elfenchören gefeiert, sondern von der himmlischen Musik der Sphären, die kein irdisches Ohr vernimmt, wohl aber ein Dichter wie Goethe, der auch die Kraft hat, sie zu schildern:

Horchet! horcht dem Sturm der Horen,
Tönend wird für Geistesohren
Schon der neue Tag geboren.
Felsenthore knarren rasselnd,
Phöbus Räder rollen prasselnd;
Welch Getöse bringt das Licht!
Es trommetet, es posaunet,
Auge blinzt und Ohr erstaunet,
Unerhörtes hört sich nicht.

2. Fausts Monolog.

Die Vorbilder, auf welche Faust bei dem Eintritt in seine neue Lebensbahn hinblickt, können nicht erhabener und mächtiger sein, als sie sind: Erde und Sonne, die fortbeständige gedeihliche Wirksamkeit der Erde und der Aufgang der Sonne. Die Gipfel der Alpen strahlen schon im Morgenlichte, während im Thale noch Dämmerung herrscht:

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Aetherische Dämmerung milde zu begrüßen,
Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig
Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen.

Die Erde gereicht ihm zum Vorbilde schaffender Lebenslust:

Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben.

In die Dämmerung ergießt sich allmählich das volle Sonnenlicht und weckt die farbenprächtige Welt: „Ein Paradies wird um mich her die Runde".

Das zweite und höchste Vorbild ist die Sonne, ihr Aufgang in himmlischen Höhen, das Herabsteigen des ewigen Lichts in die unteren dunklen Sphären, die fortschreitende Erleuchtung der Welt und des menschlichen Lebens; dieses, dem Wassersturze vergleichbar und von Goethe gern mit ihm verglichen; in dem unaufhörlich bewegten, schäumenden Wassersturz erscheint uns das Bild der Sonne, „des bunten Bogens Wechseldauer", das bunte, d. h. farbige Abbild des ewigen Lichts. Und eben darin besteht der Sinn und die Aufgabe des menschlichen Lebens:

> Hinaufgeschaut! Der Berge Gipfelriesen
> Verkünden schon die feierlichste Stunde;
> Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
> Das später sich zu uns hernieder wendet.

Die Sonne steigt empor und blendet:

> So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
> Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
> Ihn schau ich an mit wachsendem Entzücken.
> Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
> Dann abertausend Strömen sich ergießend,

Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm entsprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer!
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreiffst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Goethe hatte sich, wie er nach Eckermann einer Gesellschaft in seinem Hause am 6. Mai 1827 erzählte, auf seiner dritten Schweizerreise (1797) in den Gegenden des Vierwaldstättersees aufgehalten, damals von dem Plan einer epischen Telldichtung erfüllt.[1] „Ich besuchte", sagte er, „in gedachtem Jahre noch einmal die kleinen Cantone um den Vierwaldstättersee, und diese reizende, herrliche und großartige Natur machte auf mich abermals einen solchen Eindruck, daß es mich anlockte, die Abwechselung und Fülle einer so unvergleichlichen Landschaft in einem Gedicht darzustellen. Ich sah den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich

[1] Werke (Sophienausgabe), Bd. XV. Der Tragödie zweiter Theil in fünf Acten, Weimar 1888, V. 4613—4727. — G. v. Loeper, Faust. Eine Tragödie von Goethe. Zweiter Theil, Berlin, Hempel, V. 1—115.

sah ihn im Glanze der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiese.“ [1]

Statt Goethes Epos „Wilhelm Tell“ kam Schillers gleichnamiges Drama (1804). Die poetische Frucht der dritten Schweizerreise und insbesondere jenes Aufenthaltes am Vierwaldstättersee waren der Anfang des zweiten Theils seines Faust, die herrlichen Terzinen des Faust-Monologs, die einzigen, welche Goethe gedichtet hat.

II. In der kaiserlichen Pfalz.

1. Der Kaiser.

Jung, völlig unerfahren, ohne alle Eigenschaften, welche einen Herrscher (ich will nicht sagen auszeichnen, sondern nur) kennzeichnen, hat dieses unreife Oberhaupt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation sich nach herkömmlicher Weise in Rom aus päpstlichen Händen, oder wie der Herold sagt, „von heiligen Sohlen“, d. h. nach geleistetem Pantoffelkuß, die Krone geholt und bei dieser Gelegenheit das römische Carneval kennen gelernt; er hat an diesen Maskeraden, Verkleidungen

[1] J. Eckermann. Gespräche mit Goethe. Theil III. S. 116 flg.

und allerhand theatralischen Späßen ein ungemeines Vergnügen gefunden und sogleich beschlossen, nach seiner Rückkehr auch in seiner kaiserlichen Pfalz das Carneval einzuführen und zu feiern. Indessen sind von allen Seiten her in das heilige römische Reich deutscher Nation eine solche Menge Uebel der schlimmsten Art eingebrochen und darin herrschend geworden, daß die Minister, der Reichskanzler an der Spitze, dem kaiserlichen Wunsche entgegentreten und verlangen, daß zur Darlegung und Abstellung jener Uebel ein Staatsrath gehalten werde, was der Kaiser nicht etwa als seine erste und wichtigste Aufgabe, sondern als einen recht verdrießlichen Zwischenfall empfindet, der ihm die gute Laune verdirbt.

Er selbst, für seine allerhöchste Person, bedarf nur weniger Leute, um glücklich zu sein, er ist zufrieden, wenn er zwei hat, die ihm unentbehrlich sind: der Astrolog und der Narr, jener zur Linken, dieser zur Rechten, der Astrolog ist der kluge Mann, der sich auf die Sterne versteht und dem Kaiser sagt, ob zu irgend einer Handlung, welche es auch sei, die Zeichen günstig sind; wenn sie es sind, wird der Kaiser drauflos handeln;

der Narr ist wichtiger, er macht dem Kaiser Spaß und ist ein beständiges Stückchen Carneval, das der Kaiser immer bei sich hat und mit sich führt, er versteht sich gar nicht auf die Sterne, aber um so besser auf die Dinge in der Nähe, weshalb er klugen Rath zu ertheilen vermag und weit nützlicher ist als der Astrolog; er kann diesem vorsprechen und einblasen, was er sagen soll, nicht aber kann ein solches Verhältniß umgekehrt stattfinden.

Eines der ärgsten Uebel, welche am kaiserlichen Hofe herrschen, ist der Alkoholismus, wie man heute sagt; der Marschalk, der die Hofwirthschaft zu besorgen hat, klagt:

> Wenn sonst im Keller Faß an Faß sich häufte
> Der besten Berg- und Jahresläufte,
> So schlürft *unendliches Gesäufte*
> Der edlen Herrn den letzten Tropfen aus.

Unter diesen edlen Herrn war auch der bisherige kaiserliche alte und dicke Hofnarr; er hatte sich so besoffen, daß er unter der Schleppe des Kaisers zu Boden fiel und weggebracht werden mußte; „todt oder trunken, weiß man nicht", sagt der Junker.

Im Fortgange der Handlung läßt uns der Dichter wissen, daß der alte dicke Narr nicht todt ist, sondern wiederkommt und in einem Moment allgemeiner Verblendung klüger und seinem Vortheile gemäßer handelt, als alle die andern.

Es ist die erste Person, welche der Kaiser, als er feierlich den Thron bestiegen hat, sogleich vermißt:

> Ich grüße die Getreuen, Lieben,
> Versammelt aus der Näh' und Weite,
> Den Weisen seh' ich mir zur Seite,
> Allein wo ist der Narr geblieben?

Da erscheint Mephistopheles, dem wir im zweiten Theile des Faust zum erstenmale an dieser Stelle begegnen; wir haben ihn bisher auch nicht vermißt, der Vierwaldstättersee paßte vollkommen für den Faust, aber gar nicht für den Mephistopheles.

Jetzt gewinnt dieser leicht die vacante Stelle des Hofnarren, wodurch zugleich die Brücke zwischen Faust und dem Kaiser geschlagen wird. Obwohl ihm die Wache durch Hellebarden den Weg zum Throne versperrt, weiß ihn Mephistopheles zu finden, er kniet vor dem Throne nieder und giebt

dem Kaiser ein Räthsel auf, dessen Lösung er selbst ist: der Narr. Der Kaiser, kein Freund vom Räthsellösen, antwortet ihm:

Für diesmal spare deine Worte!
Hier sind die Räthsel nicht am Orte,
Das ist die Sache dieser Herrn. —
Da löse du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit ins Weite;
Nimm seinen Platz und komm an meine Seite.

2. Der Staatsrath.

Die Mitglieder des Staatsrathes sind der Kanzler, der an der Spitze steht, der Heermeister, der Schatzmeister und der Marschalk (Marschall), wobei nicht an die Erzämter zu denken und unter dem Kanzler der Erzbischof von Mainz vorzustellen ist, in der alten Zeit die erste Reichsperson nach dem Kaiser. Der Kanzler hier an unserer Stelle, darin einzig unter Goethes dramatischen Charakteren, ist der politische Repräsentant des mittelalterlichen Weltreiches, gegründet auf die geheiligte Person des Kaisers, der Quelle wie des Horts der Gerechtigkeit in der Welt, und die Herrschaft zweier Stände, welche der Kanzler „die Heiligen und die Ritter" nennt, d. i. die Hierarchie und die feud-

ale Aristokratie. In dieser Herrschaft erblickt der Kanzler die ewige Rechtsordnung, deren Nicht-anerkennung und Bekämpfung eine Welt des Unheils, der Uebel und des Irrthums mit sich bringt. Da gilt nicht mehr Ordnung und Gesetz, sondern die Unordnung, die Mißgestalt und das Ungesetz; da gilt nicht mehr das Recht, sondern der Raub, der Heerdenraub, der Weiberraub, der Kirchenraub. Das Verbrechen ist straflos, denn Alle, die es richten und strafen sollten, sind mitschuldig, und wenn die Unschuld sich selbst zu schützen sucht, so wird sie verurtheilt „und schuldig hörst du ausgesprochen, wo Unschuld nur sich selber schützt.“ In einem solchen Zustande herrschender Uebel und Ungerechtigkeit befindet sich das Reich:

> Wer schaut hinab von diesem hohen Raum
> Ins weite Reich, ihm scheint's ein schwerer Traum,
> Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
> Das Ungesetz gesetzlich überwaltet,
> Und eine Welt des Irrthums sich entfaltet.

Es ist kein bestimmter historischer Zeitpunkt, auf welchen die Rede des Kanzlers und die Zustände, welche Goethe den Staatsrath schildern läßt, zu beziehen sind, sondern es ist der Unter-

gang des alten Reichs durch die überhandnehmenden Particularinteressen, wie es die Worte des Kanzlers besagen:

So will sich alle Welt zerstückeln,
Vernichtigen, was sich gebührt;
Wie soll sich da der Sinn entwickeln,
Der einzig uns zum Rechten führt?

Was nun der Heermeister, der Schatzmeister und der Marschalk noch vorbringen, ist nur ein schwächeres Echo der Klagen des Kanzlers. Die Wehrzustände liegen nieder, weil jeder nur an sich denkt, die Bürger hinter ihren Mauern, die Ritter auf ihren Felsennestern, keiner denkt an Kaiser und Reich, und die Miethsoldaten, denen aus Mangel an Geld der Sold nicht gezahlt werden kann, sind und fühlen sich nicht als Reichsvertheidiger, sondern als Reichsgläubiger; die dem Reiche zinspflichtigen Könige zahlen nicht mehr, die versprochenen Subsidien bleiben aus wie Röhrenwasser.

Das Weltreich droht in Stücke zu gehn. „Schon ist die halbe Welt verthan.“ So klagt der Heermeister. Und der Schatzmeister:

Auch, Herr, in deinen weiten Staaten
An wen ist der Besitz gerathen?

Wohin man kommt, da hält ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zusehen muß man, wie er's treibt;
Wir haben so viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.

Wir wissen schon, worüber der Marschalk klagt, der für des Kaisers Haus und Hof, für Küche und Keller zu sorgen hat: es fehle an den Lieferungen, nicht für die Tafel, aber für den Keller, und die edlen Herrn wollen trinken und saufen, um die Sache beim richtigen Namen zu nennen:

Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tische liegt der Schmaus.

Es fehlt nicht bloß an Wein, sondern auch an Geld. Der Marschalk ist genöthigt, Geld auf Wucherzinsen bei den Juden zu leihen, um seine Leute lohnen zu können; die ganze kaiserliche Wirthschaft ist verschuldet und verpfändet. „Und auf den Tisch kommt vorgegessen Brod.“

3. Mephistopheles' Dienst und Project.

Dies war nun für den jungen Kaiser eine überaus langweilige Sitzung, in welcher von nichts anderem die Rede gewesen ist als von den Nothständen des Reichs, von lauter Nothständen, so daß der



Kaiser, welcher amüsirt sein will, angewidert und gelangweilt sich zum Narren an seiner linken wendet: „Sag', weißt du, Narr, nicht auch noch eine Noth?"

Mephistopheles zeigt sich sogleich in seiner bequemen Klugheit, er ist weit entfernt, die Dinge tragisch zu nehmen; er versteht es, die beklagten Uebelstände auf ihren Generalnenner zu bringen und die schleunigste Abhülfe in nächste Aussicht zu stellen. Man kann sich keinen besseren Rathgeber wünschen, er ist ganz gemacht für diesen Kaiser, dem nichts verhaßter ist als Schwierigkeiten. Zu klagen gebe es überall, Mängel und Uebelstände seien überall vorhanden, man müsse sie erkennen und abstellen; was dem Kaiser und dem Reich fehle, sei nichts weiter als Geld, nichts sei leichter als Geld herbeizuschaffen, wenn man nur verstehe, neue Werthe zu schaffen oder vorhandene, noch unbekannte Werthe zu entdecken.

Jetzt sind für den Kaiser die Fragen sehr vereinfacht und das Befehlen sehr erleichtert, Dank dem Mephistopheles:

> Ich habe satt das ewige Wie und Wenn;
> Es fehlt an Geld, nun gut, so schaff' es denn!

4. Mephistopheles und der Kanzler.

Nichts ist dem Mephistopheles nach seinen Worten leichter als Geld zu schaffen, soviel man will, und mehr als man braucht. Was der Schooß der Erde in sich schließt an gemünzten und ungemünzten Schätzen, gehört alles dem Kaiser! Was hat man während der Römerherrschaft, was hat man in und seit der Völkerwanderung nicht alles vergraben! Unermeßliche Reichthümer! Es handelt sich nur darum, sie an das Licht zu schaffen. Dies geschieht durch „begabten Manns Natur- und Geisteskraft". Unsere Staatsräthe, wie der Heermeister, der Schatzmeister und der Marschalk, hören die Versprechungen des Mephistopheles mit Vergnügen und fühlen sich durch die Aussicht auf baares Geld wie angelacht. Baaria rident. Nur der Kanzler ist empört. Es war die Rede von „begabten Manns Natur- und Geisteskraft":

> Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
> Deshalb verbrennt man Atheisten,
> Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
> Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
> Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
> Ihr mißgestaltet Zwitterkind.

Natur und Geist und deren Einheit oder Identität: das war ja das Grundthema jener pantheistisch gesinnten Identitätsphilosophie, die von Schelling ausgegangen war, sich in Hegel zu einem lehr- und lernbaren System ausgestaltet, in Deutschland verbreitet und auch Goethes Sympathie gewonnen hatte, als dieser den zweiten Theil seines Faust schrieb (1824—1831).

Der Kanzler sieht in Mephistopheles „den Pöbelsinn verworrener Geister“, „den Ketzer“, der zugleich Hexenmeister und Narr ist, was beides sehr gut zusammenpasse. Was er selbst sagt, ist ganz in dem uns bekannten Sinne, welcher die Hierarchie und den Lehnsadel für die ewige Ordnung der Dinge hält.

Was aber hat Mephistopheles dem Kanzler zu entgegnen? In der schärfsten und feinsten Satire vertheidigt er die deutsche Ideenphilosophie, nicht als ob ihm der Kanzler gegenüberstände, sondern einer jener hanebüchenen Materialisten, die mit ihrem handgreiflichen Realismus Staat machen und allem Idealismus feindlich sind, dem platonischen so gut wie dem hegelschen:

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, liegt euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Zwischen der Rede des Kanzlers und der Gegenrede des Mephistopheles giebt es gar keine logische Verknüpfung, beide passen auf einander, wie die Faust auf das Auge. Es liegt doch nicht der allergeringste Grund vor, um zu diesem Kanzler zu sagen: „Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!" Denn es ist nicht die Gelehrsamkeit, wodurch der Kanzler hervorsticht.

III. Vom Staatsrath zum Mummenschanz.

Der Kaiser hat befohlen: „Es fehlt an Geld, nun gut, so schaff es denn!" Jetzt ist er, wie es dem großen Herrn ziemt, ungeduldig und kann es nicht erwarten, daß sich die versprochenen Schätze präsentiren; er ist schon bereit, Scepter und Schwert bei Seite zu legen, um sie zu empfangen, und bedroht den Mephistopheles mit dem Tode, wenn er leere Versprechungen gemacht habe. „Nur eilig! Nur gleich, nur gleich! Wie lange soll es währen!"

Sein Astrolog weiß ihn zu besänftigen und redet Worte der Weisheit. Um in den Besitz der unermeßlichen Schätze zu gelangen, bedürfe es der Vorbereitung und Concentration, man müsse das Untere durch das Obere, die irdischen Güter durch die geistigen verdienen:

> Wer Gutes will, der sei erst gut;
> Wer Freude will, besänftige sein Blut;
> Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben;
> Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben.

Diese Worte bedeuten in ihrer praktischen Anwendung die Ausübung der Thorheit; der Kaiser hat von Rom mit der Krone auch die Kappe mitgebracht und gewünscht, in seinem deutschen Palast das Carneval nach römischem Vorbilde zu feiern, der Staatsrath hat es verhindert, jetzt rathen der Astrolog und der Narr, welche die eigentlichen Staatsräthe dieses Kaisers sind, zum lustigen und wilden Carneval. Darüber vergehen Tage und Wochen. Kommt Zeit, kommt Rath. Man wird schon sehen, von wo und wie die Schätze herbeizuschaffen sind.

Freilich fliegen sie nicht nach dem Sprichwort den Leuten wie die gebratenen Tauben in den Mund,

sie sind nicht Gaben des blinden Glücks, sondern wollen mit Verstand und Erfindung gepaart sein; beide verknüpft ein unsichtbares Band, welches die Thoren niemals sehen:

Wie sich Verstand und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.

Zweites Capitel.

Der Mummenschanz und das Papiergeld.

I. Die Maskenaufzüge.

Die Maskerade besteht in einer Reihenfolge von Aufzügen, welche der Herold ankündigt, kennzeichnet und lenkt, und welche Bilder des menschlichen Lebens in einer aufsteigenden Stufenordnung entfalten, die mit Gärtnerinnen und Gärtnern beginnt und mit der Erscheinung des großen Pan (Kaiser) und seinem Gefolge endet.

1. Florentinische Gärtnerinnen, die von Italien her dem Kaiser gefolgt sein wollen, bringen und bieten, die einen den Olivenzweig und den Aehrenkranz, aus künstlichen Blumen den Phantasiekranz und Phantasiestrauß, die andern gegen die künstlichen Blumen die jungen Rosenknospen:

> Glücklich, wer uns frisch entdeckt!
> Wenn der Sommer sich verkündet,
> Rosenknospe sich entzündet,

Wer mag solches Glück entbehren?
Das Versprechen, das Gewähren,
Das beherrscht, in Florens Reich,
Blick und Sinn und Herz zugleich.

Zu den Gärtnerinnen gesellen sich die Gärtner, um gegen die Blumen Früchte feilzubieten, deutsches Obst: „Kirschen, Pfirschen, Königspflaumen, kauft!"

Kommt, von allerreifften Früchten
Mit Geschmack und Lust zu speisen!
Ueber Rosen läßt sich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Zum Schluß verkürzt sich die Darbringung der Blumen und Früchte gleichsam zu einem compendiarischen Bilde der Goetheschen Pflanzenmetamorphose:

Unter luftigen Gewinden,
In geschmückter Lauben Bucht,
Alles ist zugleich zu finden:
Knospe, Blätter, Blume, Frucht.

2. Weit mehr als Blumen und Früchte sind die Verkäuferinnen selbst reizende und begehrenswerthe Objecte, die man zu haben wünscht, aber nicht kaufen kann, sondern durch artige Nachstellung gewinnen muß. Darum erscheinen zur Belebung

und Erhöhung der Scene Fischer und Vogelsteller mit Netzen, Angeln und Leimruthen.

Bei dieser anmuthigen Jagd, unter Tanz, Spiel und Gesang, trifft es sich auch, daß eine Schöne, die sich sehr gern fangen ließe, sitzen bleibt, nicht auf der Leimruthe, sondern auf ihrem Platz, wo sie den beständigen Liebhaber vergeblich erwartet. Die Mutter, welche ein Klagelied anstimmt über das Sitzenbleiben der Tochter, hofft nun auf das gegenwärtige Narrenfest, wo die Tochter schon den anhänglichen Liebhaber finden werde:

> Heute sind die Narren los,
> Liebchen, öffne deinen Schooß!
> Bleibt wohl einer hangen.

3. Das Leben ist nicht bloß Tanz und Spiel, sondern Noth, Mühe und Arbeit. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Diese schweißigen Arbeiter, die nur für andere arbeiten, damit diese es warm haben, erscheinen als die „Holzhauer, ungestüm und ungeschlacht“: das sind die Proletarier der Welt.

Im Gegensatze zu diesen befinden sich die Nichtsthuer, die Pulcinelle, Goethen wohlbekannt aus dem römischen Carneval der Jahre 1787 und

1788, seinen Lesern wohlbekannt aus seiner Beschreibung des römischen Carnevals (1789).

Die Holzhauer, weil sie arbeiten und schwitzen, werden von den Pulcinellen ausgelacht, diese, weil sie nichts thun und herumlaufen, lachen und krähen einander an:

Ihr seid die Thoren,
Gebückt geboren;
Wir sind die Klugen,
Die nie was trugen;
Denn unsre Kappen,
Jacken und Lappen
Sind leicht zu tragen;
Und mit Behagen
Wir immer müßig
Pantoffelfüßig
Durch Markt und Haufen
Einher zu laufen,
Gaffend zu stehen,
Uns anzukrähen;
u. s. f.

Faulenzend wie die Pulcinelle, zugleich schwelgend an den Tischen der Reichen, als unterwürfige Schmeichler, sind die Parasiten.

Es giebt noch eine dritte nichtsthuerische Art, um die Mühen und Sorgen des Lebens loszuwerden oder zu vergessen und ihrer „unbewußt"

zu sein: das ist die Trunkenheit, die uns in der Person des Betrunkenen vorgeführt wird, welchen in seiner bunten Maskentracht die Frau einen Maskenstock gescholten und aus dem Hause geschickt hat, der nun mit aller Welt schmollirt, bis er umsinkt und unter dem Tisch liegt:

Doch ich trinke, trinke, trinke!
Immer trink' ich, trinke, trinke!
Jeder Jedem! So fortan!
Dünkt mich's doch, es sei gethan.
Wie und wo ich mich vergnüge,
Mag es immerhin geschehn;
Laßt mich liegen, wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger stehn.

4. Was in den Holzhauern und Pulcinellen, in den Parasiten und dem Trunkenbolde zu Tage tritt, ist das physische und moralische Weltelend, das Thema der pessimistischen Denkart und Dichtung. „Im Gedräng von Mitbewerbern aller Art läßt keiner den andern zum Vortrag kommen. Einer schleicht mit wenigen Worten vorüber, das ist der Satiriker:

Wißt ihr, was mich Poeten
Erst recht erfreuen sollte?
Dürft' ich singen und reden,
Was Niemand hören wollte."

Nach den Ankündigungen des Herolds sollten, wie es scheint, die Repräsentanten der Dichtungsarten erscheinen, wie sie die Zeit, in welcher Goethe seinen zweiten Theil ausführte, mit sich gebracht hat: die altromantischen und neuromantischen Dichter. Jene sind die „Naturdichter, Hof- und Ritterdichter, zärtliche sowie Enthusiasten", das sind wohl die Dichter von der guten deutschen, insbesondere schwäbischen Gesinnung. Von der entgegengesetzten Art sind die neuromantischen Dichter, die wir im Auslande zu suchen haben, bei den Franzosen und Engländern: ich nenne Victor Hugo's Han d'Islande (1822) und Notre Dame de Paris (1831), Prosper Mérimée mit seiner Guzla, einer Sammlung illyrischer Volkslieder, die von ihm selbst stammten; unter den Engländern war es vor allem Lord Byron mit seinem Manfred (1817) und Kain (1820), welche Dichtungen durch ihre geniale Kraft und ihre faustischen Ideen Goethen stets auf das Lebhafteste interessirt haben. Die Themata dieser neuromantischen Dichter waren das Häßliche, das Entsetzliche und Gespensterhafte, das Widerspruchs- und Schaudervolle, wie insbesondere der gräßliche Vampyrismus, welchen Goethe

selbst in seiner Ballade „Die Braut von Korinth" (1798) in einer so wundervollen Weise behandelt hatte[1].

Die Einführung dieser neuromantischen Poeten geschieht nach der Ankündigung des Herolds in Form einer abgekürzten Satyre; es heißt: „Die Nacht- und Grabdichter lassen sich entschuldigen, weil sie soeben im interessantesten Gespräch mit einem frischerstandenen Vampyr begriffen seien, woraus eine neue Dichtart sich vielleicht entwickeln könnte." „Der Herold muß es gelten lassen, und ruft indessen die griechische Mythologie hervor, die, selbst in moderner Maske, weder Charakter noch Gefälligkeit verliert." Der Weg des Carnevals führt von den Vampyren zu den Grazien.

5. Die drei mythologischen Mächte, welche das menschliche Leben verschönern, beherrschen und verderben, sind die Grazien, die Parzen und die Furien.

Die Grazien verleihen dem geselligen Verkehr im Geben, Empfangen und Danken die Gabe der

[1] Vgl. Werke (Hempel). Bd. XXIX. S. 703, 753, 758. Eckermann, Gespräche mit Goethe. Bd. III. S. 209 flgd.

Anmuth. Aglaja spricht: „Anmuth bringet in das Leben, leget Anmuth in das Geben". Hegemone: „Leget Anmuth ins Empfangen, lieblich ist's den Wunsch erlangen". Euphrosyne: „Und in holder Tage Schranken höchst anmuthig sei das Danken".

Die Parzen haben sich dem Carneval angepaßt und sind närrische Parzen nach dem Grundsatz „leben und leben lassen!" Darum haben sie auch ihre Rollen getauscht: die Atropos, das unabwendbare Schicksal, spinnt den Lebensfaden:

> Daß er auch gelenk und weich sei,
> Wußt' ich feinsten Flachs zu sichten,
> Daß er glatt und schlank und gleich sei,
> Wird der kluge Finger schlichten.
> u. s. f.

Die Klotho, sonst die Spinnerin, regiert die Scheere, läßt sie aber im Futteral stecken, denn die Leute, welche Carneval feiern, sollen nicht sterben, sondern vergnügt sein. Und die Lachesis ordnet die Fäden zum Strang, den der Weber holt.

Auch die Furien haben sich dem Carneval angepaßt und sind gar nicht, wie sonst die Furien sind: sie sind, wie der Herold sie schildert, „hübsch

wohlgestaltet, freundlich, jung an Jahren". Sie sind nicht klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, sondern sie sind schlangenhafte Tauben, tückisch und schmeichlerisch. Auf diesem Wege säet Alekto Mißtrauen zwischen Liebende, sie verleidet dem Bräutigam die Braut und ebenso umgekehrt. Noch schlimmer ist Megära, welche die Ehen vergiftet, das schönste Glück durch Grillen und böse Launen verdirbt. „Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden", sie hat den Eheteufel Asmodi in ihrem Dienst und kann das Menschenvolk in Paaren verderben. Die schlimmste Furie ist die Tisiphone, welche die verborgenen Missethaten aufspürt, verräth und rächt.

6. Jetzt erscheint ein Berg, ein Coloß, die sinnbildliche Darstellung des alles lenkenden, ordnenden, beherrschenden Staates, den uns der Herold in folgenden Worten ankündigt und beschreibt:

> Ihr seht, wie sich ein Berg herangedrängt,
> Mit bunten Teppichen die Weichen stolz behängt;
> Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüssel,
> Geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüssel.
> Im Nacken sitzt ihm zierlich-zarte Frau,
> Mit feinem Stäbchen lenkt sie ihn genau,

Die andre, droben stehend, herrlich-hehr
Umgiebt ein Glanz, der blendet mich zu sehr.
Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die eine bang, die andre froh zu schauen;
Die eine wünscht, die andre fühlt sich frei.
Verkünde jede, was sie sei.

Der Elephant ist das Sinnbild des Staats und der Staatsordnung, die zierlich zarte Frau, die ihn mit ihrem Stäbchen lenkt, ist die Göttin der Klugheit, hoch oben thront Victoria, die Göttin aller Thätigkeiten; die beiden gefesselten Frauen, die zur Seite gehen, sind die Furcht und die Hoffnung.

Die Klugheit führt beide in Ketten mit sich, denn es sind „zwei der größten Menschenfeinde", weil sie der Menschheit den Genuß und Gebrauch der Gegenwart verleiden: die Furcht durch die beständige Angst vor Feinden und Gefahren, die Hoffnung, weil sie beständig in der Zukunft das Gute und Bessere sucht.

Wir wollen nicht vergessen, daß im Lichte der Carnevalsfeier, wo jeder sich der Gegenwart und des Augenblicks vollauf erfreuen soll, die der Freude an der Gegenwart abgewendeten Affecte,

wie Furcht und Hoffnung, unwillkommner als sonst erscheinen.

7. Langsam und sicher schreitet der Coloß vorwärts, auf dem Victoria, die Göttin aller Thätigkeiten, thront. Es ist ein Triumphzug, welcher alsbald den gemeinen und schmähsüchtigen Neid hervorruft. Es erscheint eine Mißgestalt, ein Zwerg gegenüber dem Coloß, ein Doppelzwerg, zusammengesetzt aus Zoilos, der den Homer, und aus Thersites, der den Achilleus geschmäht hat und vom Odysseus deshalb gestraft und verdientermaßen geprügelt worden ist. Goethe nennt sein Mißgeschöpf Zoilothersites, ein Sinnbild der neidischen und pöbelhaften Schmähsucht. Kaum hat der Zoilothersites die Victoria erblickt, so schreit er:

Hu! Hu! da komm ich eben recht!
Ich nenn' euch alle zusammen schlecht!
Doch was ich mir zum Ziel ersah,
Ist oben Frau Victoria
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dünkt sich wohl, sie sei ein Aar,
Und wo sie sich nur hingewandt,
Gehör' ihr alles Volk und Land,
Doch, wo was Rühmliches gelingt,
Es mich sogleich in Harnisch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,

Das Schiefe grad', das Grade schief,
Das ganz allein macht mich gesund;
So will ich's auf dem Erdenrund.

Wie Odysseus den Thersites, so straft unser Herold jetzt den Zoilothersites:

So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meisterstreich!
Da krümm' und winde dich sogleich!
Wie sich die Doppelzwerggestalt
So schnell znm eklen Klumpen ballt!
Doch Wunder! Klumpen wird zum Ei,
Das bläht sich auf und platzt entzwei;
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre schwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein,
Da möcht' ich nicht der Dritte sein.

Unter den Ottern hat Goethe das Demagogenthum, unter den Fledermäusen das Pfaffenthum, unter der Vereinigung beider den Bund der Demagogen und Jesuiten wider die Reichsvictoria verstanden oder soll ich lieber sagen prophezeit? Dichter sind Propheten! Nach fünfundsiebenzig Jahren ist der Zoilothersites gegenwärtig, wie der heutige Tag und mächtiger als je.[1]

---

[1] Vgl. dieses Werk in seiner ersten Auflage (Stutt-

8. Plötzlich naht sich ein Viergespann geflügelter Drachen in wunderbarer Weise; es kommt mit Sturmesgewalt, ohne die Menge zu theilen, ohne ein Gedränge zu verursachen; sodaß selbst der Herold, wie von einem hohen Schrecken ergriffen, ausruft: „Mich schaudert's!" Er weiß die Erscheinung nicht zu erklären, was doch seine Pflicht als Herold verlangt.

Auf dem prächtigen Wagen thront Plutus, der Gott des Reichthums, welcher hat, was dem Kaiser fehlt und dieser haben möchte: voran eilt der Knabe Lenker; hinten auf dem Wagen hockt eine abgemagerte Gestalt, die einst, als die Weiber noch häuslich und sparsam waren, die Avaritia hieß, jetzt aber, da die Weiber Schulden machen, und die Männer sparen und zusammenhalten müssen, der Geiz genannt wird.

In der Maske des Plutus steckt Faust, in der des Geizes Mephistopheles; es ist seit dem

---

gart, Cotta, 1878). Cap. IV. S. 160—162. „Gegen die deutsche Victoria haben sich heutzutage die Ottern mit den Fledermäusen vereinigt, um in der Rolle des Zoilo-therfites zu wetteifern: da paart sich «was im Staube kriecht», mit dem «was schwarz zur Decke fliegt»."

Schluß der Gretchentragödie hier zum erstenmale, daß wir die beiden wieder beisammen finden. Agirt in der kaiserlichen Pfalz hat bisher nur Mephistopheles, und zwar hatte er dem Kaiser und dem Staatsrath in der Geldklemme, worin sich beide befanden, aus der Noth geholfen, indem er alle unterirdischen Schätze, die gemünzten und die ungemünzten, für kaiserliches Gut erklärt hatte. Nun sollen die Schätze an das Licht des Tages gebracht werden. Der Kaiser brennt vor Ungeduld, diese Schätze vor Augen zu sehen.

Dazu gehört ein gewaltiger Zauberact, welchen Faust als Maskenscherz ausführt. Er kommt als großer Zauberer, auf einem prächtigen Drachenwagen schwebend, und führt, was die Hauptsache ist, die Kiste mit sich, welche alle die gemünzten und ungemünzten Schätze enthält. Faust spielt zum Spaß den Gott Plutus, der alle unterirdischen Schätze der Welt besitzt, und Mephistopheles spielt zum Spaß den Geizhals, der diese Schätze ängstlich bewacht, damit die lüsterne Menge an die Wirklichkeit derselben glaube, namentlich die geld- und goldgierigen Weiber, unter denen das „Hauptweib“ sich gegen den Geiz und die Männer erklärt:

Mit Drachen mag der Drache geizen,
Ist's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt, die Männer aufzureizen,
Sie sind schon unbequem genug.

In Ansehung der materiellen Schätze ist Faust der Carnevalsplutus; in Ansehung der geistigen Schätze ist er der wahre und echte Plutus, der mit seinen Reichthümern nicht geizt, sondern sie der ganzen Welt mittheilen möchte: dieser echte und schöpferische Plutus ist Goethe selbst und sein Genius der „Knabe Lenker", Mephistopheles spielt den Geiz, der Knabe Lenker ist die Verschwendung:

Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
Bin der Poet, der sich vollendet,
Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.
Auch bin ich unermeßlich reich
Und schätze mich dem Plutus gleich.

Nach Goethes eigenem Ausspruch ist der Knabe Lenker in seiner poetischen Bedeutung gleich dem Euphorion zu schätzen, den wir als dem Sohne des Faust und der Helena im dritten Acte begegnen werden. Darum läßt er den Plutus zu dem Knaben als seinem Genius sagen:

Wenn's nöthig ist, daß ich dir Zeugniß leiste,
So sag' ich gern: bist Geist von meinem Geiste.
Du handelst stets nach meinem Sinn,

Bist reicher, als ich selber bin.
Ich schätze, deinen Dienst zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen[1],
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn, an dir hab' ich Gefallen.

Plutus-Faust ist, wie wir es schon gesagt haben, Goethe selbst. Es ist derselbe Dichter, der im Vorspiel auf dem Theater dem Director zurief:

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht,
Verhülle mir das wogende Gedränge
Das wider Willen uns zum Strudel zieht,
Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht.[2]
u. s. f.

Jetzt ist er selbst im Gedränge der buntesten Menge, mitten im Carneval, wo er sich anschickt, die ihm beschiedene Rolle zu spielen; vorher aber schickt er seinen Genius, den „Knabe Lenker", fort und entläßt ihn zur stillen Himmelsenge. Der Wagen ist frei, die Kiste steht auf dem Boden:

Nun bist du los der allzuläst'gen Schwere,
Bist frei und frank, nun frisch zu deiner Sphäre!

---

[1] Im Vorspiel auf dem Theater sagt der Dichter: „Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?". Vgl. dieses Werk. Bd. II. Cap. IV. S. 159. — [2] Ebendas. Cap. IV. S. 156.

Hier ist sie nicht! Verworren, scheckig, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild,
Nur wo du klar ins holde Klare schaust,
Dir angehörst und dir allein vertraust,
Dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einsamkeit! — Da schaffe deine Welt!

Gestalten, wie der Plutus und der Knabe Lenker, haben eine solche Bedeutung und Tiefe, daß der Herold nicht im Stande ist, sie zu erklären, obwohl er in der Deutung allegorischer Figuren, wie des Elephanten, der Klugheit, der Victoria, des Zoilothersites und seiner Doppelgeburt sich geschickt und kundig erwiesen hat. Nun ruft ihm der Knabe Lenker zu:

Herold, auf nach deiner Weise,
Ehe wir von euch entfliehen,
Uns zu schildern und zu nennen!
Denn wir sind Allegorien,
Und so solltest du uns kennen.

Das vermag der Herold nicht, aber er will ihn beschreiben:

Erstlich bist du jung und schön.
Der Augen schwarzer Blitz, die Nacht der Locken,
Erheitert von juwelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Fließt dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpursaum und Glitzertand.

Der Plutus dagegen ist eine so erhabene und würdevolle Erscheinung, daß man den Eindruck desselben erleben muß, aber nicht schildern kann. Denn, wie der Herold sagt, „das Würdige beschreibt sich nicht".

Der Knabe Lenker erfreut sich seiner poetischen Wirkungen, er sieht mit Vergnügen, wie er rings umher Flämmchen ausstreut, die auf den Häuptern aufleuchten, leicht entschlüpfen, schnell erlöschen, selten emporflammen. So flüchtig wirkt der Poet auf ein Carnevalspublikum. Man muß ihm zurufen, wie Plutus: „Zur Einsamkeit! — da schaffe deine Welt!"

Kaum ist der Knabe entschwunden, so macht sich Plutus an die Eröffnung der Kiste, welche alle die Schätze enthält, nach denen der Kaiser begehrt. Die Kiste geht auf, da sind die Schätze: Kleinodien, gemünztes und ungemünztes Gold, alles wird in Bewegung gesetzt, zusammengeschmolzen und in Fluß gebracht, in glühenden, goldenen Fluß:

Es thut sich auf! Schaut her! In ehrnen Kesseln
Entwickelt sich's und wallt von goldnem Blute;
Zunächst der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen;
Es schwillt und droht, ihn schmelzend zu verschlingen.

Diesen Worten des Plutus folgt das Wechselgeschrei der staunenden, goldgierigen Menge:

> Seht hin, o hin, wie's reichlich quillt,
> Die Kiste bis zum Rande füllt!
> Gefäße, goldne, schmelzen sich,
> Gemünzte Rollen wälzen sich u. s. f.

Die einen wollen die Juwelen haben, die anderen die Dukaten, die dritten den Koffer. Es ist vergebens, daß sie der Herold zur Ruhe mahnt:

> Was soll's, ihr Thoren, soll mir das?
> Es ist ja nur ein Maskenspaß.

Nichts hilft gegen den wilden Andrang der Menge, als daß Plutus selbst den Heroldsstab ergreift, in die siedende Gluth eintaucht, die Menge verjagt und einen weiten, nicht zu überschreitenden Kreis um den Kasten zieht.

Die Weiber sind nur verscheucht, nicht vertrieben, sie stehen jenseits der gezogenen Grenze in vorderster Reihe, gierig und lüstern nach den Schätzen spähend. Es sind hübsche Weiber darunter, und „Eine schöne Frau ist immer schön!", sagt Mephistopheles, den in der Carnevalslust seine Walpurgisnachtslaune anwandelt; er knetet mit Händen, die keine Künstlerhände sind, das flüssige Gold in

allerhand Figuren und Figürchen, die zwar ungestalt, aber von unverkennbarer Form und Bedeutung sind: es sind phallische Gaben, bei deren Anblick die Weiber laut lachend und schreiend davonlaufen.

Jetzt aber bringt eine neue Schaar ungestümer und unwiderstehlicher Gäste heran, die den Kreis überschreitet und auf die Schätze zustürmt. Plutus muß weichen, er weiß auch, wem er weicht: „Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Noth".

9. Das Ziel des Carnevals, wie wir wissen, sollte der Anblick der unterirdischen Weltschätze sein, welchen der Kaiser so dringend begehrt hat, und deren Verwandlung in Geld, das dem Kaiser gehört und dessen das Reich so nöthig bedarf. Die Maske des Kaisers ist der große Pan, dessen dem Plutus wohlbekannte Annäherung Getümmel und Gesang verkünden:

Das wilde Heer, es kommt zumal
Von Bergeshöh und Waldesthal;
Unwiderstehlich schreitet's an!
Sie feiern ihren großen Pan,
Sie wissen doch, was keiner weiß,
Und drängen in den leeren Kreis.

Sie wissen, daß der große Pan der Kaiser ist. Plutus-Faust weiß es auch. Er kommt mit

seinem Gefolge. Voraus eilen die Faunen, der Satyr, die Gnomen (die Zwerge und Bergmännchen „Felschirurgen“, wie sie sich humoristisch nennen, weil sie nach Gold graben, den Felsen zur Ader lassen und sie schröpfen), die Riesen oder wilden Männer, nackt, um den Leib das wulstige Band, den Fichtenstamm mit der Wurzel in der rechten Hand, und endlich die Nymphen.

Er kommt mitten im Chor der Nymphen, die ihn schmeichlerisch umgeben und nicht bloß feiern, sondern vergöttern:

Das All der Welt
Wird vorgestellt
Im großen Pan.
Ihr Heitersten umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umschwebet ihn!

Die ganze Welt ist nur für ihn da, um ihn zu verherrlichen und zu laben, das blaue Himmelsdach, die rieselnden Bäche, die mild fächelnden Lüfte, der Balsamduft heilsamer Pflanzen; und die ganze Welt erbebt und geräth in panischen Schrecken, sobald seine Stimme erschallt:

Wie Blitzesknattern, Meergebraus,
Dann niemand weiß, wo ein noch aus,
Zerstreut sich tapfres Heer im Feld,

Und im Getümmel bebt der Held,
So Ehre dem, dem Ehre gebührt!
Und Heil ihm, der uns hergeführt!

Die Gnomen, die troglodytischen Bewohner der Klüfte, senden eine Deputation an den Herrn der Welt und melden ihm, daß sie eine wunderbare und überreiche Goldquelle entdeckt haben, welche er in Augenschein und zum Besten der Welt in Besitz nehmen möge:

Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu Gut.

Es sind die Schätze des Plutus. Begierig eilt der große Pan auf die Schätze zu, erblickt den auf- und absteigenden Feuerstrom, bückt sich tief hinein, um das Gold recht deutlich sehen zu können; der Bart fällt ihm ab und in den Strudel hinein, vergeblich sucht er das glatte Kinn mit der Hand zu decken, alle Welt erkennt in dem Pan ohne Maske den Kaiser und zugleich die äußerste Feuersgefahr, worin er schwebt. Der Herold, der an die Wirklichkeit der Gefahr glaubt, ist außer sich über die grenzenlose Thorheit sowohl der kaiserlichen Gefolgschaft als des Kaisers selbst und bricht in die Klage aus:

Sie sei verflucht, die ihn verführt,
In harzig Reis sich eingeschnürt,
Zu toben her mit Brüllgesang
Zu allerseitigem Untergang.
O Jugend, Jugend, wirst du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit, wirst du nie
Vernünftig, wie allmächtig wirken?

Plutus-Faust, der im Bunde mit Mephistopheles das ganze Maskenspiel geplant hat und ausführt, hatte den Herold schon auf diese letzten erschreckenden Scenen vorbereitet:

Nun wird sich gleich ein Gräulichstes eräugnen;
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt läugnen,
Du schreib es treulich in dein Protokoll!

Diese Worte sollen den Herold täuschen und an die wirklichen Feuersgefahren und das entsetzliche Brandunglück erinnern, welche in fürstlichen Schlössern stattgefunden haben, wie bei dem Maskenfest am Hofe des jugendlichen, nachmals verrückten Königs Karls VI. in Paris (1394) und bei dem Feste, welches der Fürst Schwarzenberg in Paris zu Ehren des Kaisers Napoleon und der Kaiserin Marie Louise am 1. Juli 1810 veranstaltet hatte.

Es ist Zeit, den Kaiser gleichsam zu retten und

dem Flammengaukelspiel ein Ende zu machen, womit auch das kaiserliche Carneval sein Ziel erreicht hat. Magisch, wie das Schauspiel zu Stande gekommen ist, läßt Plutus es vergehen:

Zieht heran, umherzuschweifen,
Nebeldünste, schwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl!
Rieselt, säuselt, Wölkchen kräuselt!
Schlüpfet wallend, leise dämpfet,
Löschend überall bekämpfet;
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eitlen Flamme Spiel!
Drohen Geister, uns zu schädigen,
Soll sich die Magie bethätigen.

II. Der Lustgarten. Die Schöpfung des Papiergeldes.[1]

1. Die Audienz.

Eine heitere Morgenscene im kaiserlichen Lustgarten. Der Kaiser, höchst zufrieden mit seinem Carneval, verzeiht dem Faust und Mephistopheles, welche beide ihm knieend huldigen, nicht bloß das kühne Flammengaukelspiel, sondern wünscht sich

---

[1] Bd. XV. V. 5987—6172. (Loeper V. 1375—1560).

mehr solcher Feuerwerke, er hat mitten unter den wogenden, sich emporwölbenden Flammen sich wie in einem Feuerdome befunden und, rings von Flammen und Flämmchen umgeben, ohne Furchterregung sich wie ein Herrscher gefühlt: „Ich schien ein Fürst von tausend Salamandern".

Dieses Wort ergreift Mephistopheles, um den Kaiser als den Herrn der Elemente zu vergöttern und ihm seine Allmacht vorzupreisen; er versteht es, die Schmeichelkünste noch weit beredter und weit ausschweifender zu betreiben, als die Nymphen. Der Kaiser sei in Wahrheit ein Fürst der Feuergeister, „weil jedes Element die Majestät als unbedingt erkennt". Wenn er sich in das Meer, wo es am wildesten ist, stürze, werden alsbald die grünen Wellen sich mit Purpur umsäumen und zur schönsten Wohnung schwellen:

Um dich, den Mittelpunkt. Bei jedem Schritt,
Wohin du gehst, gehn die Paläste mit.

Die Meeresungeheuer werden ihn umspielen und die Nereiden, Thetis an der Spitze, die ihm als einem zweiten Peleus die Hand reicht, und ein Sitz auf den Höhen des Olymp wird ihm zu Theil werden.

So kolossal und absurd diese Schmeicheleien sind, so findet der Kaiser darin gar nichts Anstößiges, sondern läßt sich dieselben gefallen und nimmt sie an bis auf die luftigen Reviere des Olymp, denen er den bequemen Sitz in der kaiserlichen Pfalz vorzieht, wenn er nur immer einen solchen Schmeichler und Zauberer stets um sich haben könnte, wie den Mephistopheles, der keinerlei Schwierigkeiten kennt und macht. Die Zauberkunst ist weit angenehmer als die Regierungskunst:

> Welch gut Geschick hat dich hierher gebracht,
> Unmittelbar aus Tausend einer Nacht?
> Gleichst du an Fruchtbarkeit Scheherezaden,
> Versichr' ich dich der höchsten aller Gnaden.
> Sei stets bereit, wenn eure Tageswelt,
> Wie's oft geschieht, mir sonderlichst mißfällt![1]

2. Das Papiergeld.

Auch dieses Mißfallen ist getilgt, alle Noth und Nothstände des Reichs sind plötzlich wie wegge-

[1] Bis hierher (Vers 1—1424) hat Goethe im XII. Bande der Ausgabe seiner Werke letzter Hand die Anfänge des zweiten Theils veröffentlicht (Ostern 1828), nachdem ein Jahr vorher (Ostern 1827) die Helena als Zwischenspiel erschienen war. Vgl. dieses Werk. Bd. II. Cap. V. S. 126—133.

blasen, Dank den Zaubereien des Mephistopheles. Zwar von den unterirdischen Schätzen ist trotz aller Versprechungen nichts an das Licht des Tages gekommen; der Kaiser, so begierig er war sie zu sehen, ist ihrer nie ansichtig geworden, außer im Carneval, wo sie als Maskenspaß und Flammengaukelspiel figurirt haben; ja der Kaiser nach seiner Art scheint die Schätze sogar vergessen zu haben, denn er hat mit keiner Silbe mehr nach ihnen gefragt; aber er hat mitten im Carnevalsrausch, ohne zu wissen und zu bedenken, was er that, auf der hypothekarischen Grundlage jener unterirdischen und unsichtbaren Schätze Papiergeld geschaffen. Der Urschein, welchen der Kanzler beurkundet, indem er ihn vorliest, lautet:

> Zu wissen sei es jedem, der's begehrt,
> Der Zettel hier ist tausend Kronen werth.
> Ihm liegt gesichert, als gewisses Pfand,
> Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland.
> Nun ist gesorgt, damit der reiche Schatz,
> Sogleich gehoben, diene zum Ersatz.

Mit Recht nennt es der Kanzler ein „schicksalschweres Blatt". Diese kaiserliche Finanzoperation erinnert sogleich an zwei ähnliche verderbliche Vorgänge in Frankreich: an den Flor und Untergang

der Law'schen Staatsbank (1720), welche Bankzettel und Actien auf Grund von Missisippi-Ländereien ausgab, und an die Assignate, welche die französische Revolution auf Grund der vom Staat säcularisirten Kirchengüter creirte (1789); die Menge der Assignate vermehrte und ihr Werth verminderte sich in einem solchen Grade, daß zuletzt der Staatsbankerott eintrat.

In der letzten Carnevalsnacht hat der Kaiser in Gegenwart seiner Minister und auf deren Wunsch „zum Heile des Volks“ die Urkunde zur Schaffung des Papiergeldes vollzogen, und am nächsten Tag hat er keine Ahnung mehr von dem, was er gethan. Hieraus erhellt, daß dieser verderbliche kaiserliche Act nicht bloß im Carnevalsrausche geschehen ist, sondern in einer wirklichen Berauschung. Nüchtern geworden, hält er jetzt das Geschehene für Lug, Trug und Fälschung, beruhigt sich aber gleich, wie er sieht, daß alle Welt zufrieden ist und ihn preist. Noch während der Nacht hat man die Scheine in decimale Theile geordnet und vertausendfacht, sodaß eine Unmasse von Papiergeld sogleich die kaiserliche Pfalz überfluthet und die willigste Aufnahme findet. Alles athmet auf und ist be-

glückt. Die kaiserlichen Schulden sind bezahlt und ebenso die Soldaten. Die Minister fühlen sich wie im Himmel, der Marschalk, der Heermeister, der Schatzmeister; selbst der unzufriedene Kanzler, der stolze Hierarch, streicht die Segel vor den beiden Zauberern, welche der Kaiser verdientermaßen zu Custoden der unterirdischen Schätze ernannt hat; er nähert sich, das schicksalschwere Blatt in der Hand, zwar mit langsamen Schritten, aber mit dem Bekenntniß: „Beglückt genug in meinen alten Tagen". Der Schatzmeister freilich blickt nicht ohne alle Bangigkeit in die Zukunft, ob er die pecuniären Bedürfnisse seiner Collegen stets so wie heute wird befriedigen können, er hofft, daß ihm die Zauberer so wie heute zur Seite stehen werden:

Soll zwischen uns kein fernster Zwist sich regen,
Ich liebe mir den Zaubrer zum Collegen,

ein Wunsch, den ihm viele Finanzminister nachfühlen werden.

Auch das Pagenvölkchen hat plötzlich Geld im Ueberflusse und wird nun üppiger als je seine Liebhabereien pflegen: der eine die Flasche, ein zweiter seine Liebschaften, ein dritter das Würfelspiel u. s. f. Klüger als die Pagen sind die

beiden Bannerherren: der eine wird sein Schloß schuldenfrei machen, der andere seine Ersparnisse vermehren. Am klügsten handelt der alte dicke Narr, der seinen Rausch ausgeschlafen hat und wiederkommt, um von dem Geldmanna zu profitiren; er hat alsbald 5000 Kronen in der Hand, die ihm der Kaiser hinwirft, und welche der Narr schleunigst auf das nützlichste anwendet: „Heut Abend wieg ich mich im Grundbesitz!“ Triumphirend sagt Mephistopheles: „Wer zweifelt noch an eines Narren Witz!“ [1]

[1] S. oben S. 17—18.

Drittes Capitel.

Die Beschwörung und Erscheinung des Paris und der Helena.

I. Der Gang zu den Müttern.

1. Der Wunsch des Kaisers, das Versprechen des Faust, Mephistopheles als „der Vater aller Hindernisse“.

Der Kaiser ist verwundert, daß seine Leute mit dem neuen Gelde nicht auch ein neues thatenlustiges Leben begonnen haben, sondern nur ihr altes Dasein steigern und mit größerer Gemächlichkeit fortführen:

> Ich hoffte Lust und Muth zu neuen Thaten,
> Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
> Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor,
> Was ihr gewesen, bleibt ihr nach wie vor.

Wie wenig kennt dieser Kaiser die Menschen und sich selbst, da er ja selber thut, was er an den andern tadelt: er beharrt ja auch in seinem alten Dasein des Nichtsthuns und des Vergöttertwerdens, der Vergnügungssucht und des Lebens-

genusses. Der neue Reichthum hat in ihm die Begierde nach neuen Carnevalsspäßen und Belustigungen, nämlich nach Geisterbeschwörungen, entzündet. Jetzt will er den schönsten Mann und die schönste Frau der Welt vor Augen sehen und verlangt vom Faust die Beschwörung des Paris und der Helena. Faust hat es ihm auch versprochen und zieht den Mephistopheles, abseits vom Hofgedränge, in eine finstere Galerie, um mit ihm das Werk zu berathen:

> Der Kaiser will, es soll sogleich geschehn,
> Will Helena und Paris vor sich sehn;
> Das Musterbild der Männer so der Frauen
> In deutlichen Gestalten will er schauen.
> Geschwind ans Werk!

Mephistopheles zeigt sich abgeneigt und widerwillig, als ob er mit einem solchen Werke nichts gemein habe und gemein haben wolle. Indessen sei er, meint Faust, dazu verpflichtet, denn er habe den neuen Reichthum des Kaisers verschuldet und dieser den Wunsch des Kaisers nach dieser Beschwörung:

> Du hast, Geselle, nicht bedacht,
> Wohin uns deine Künste führen;

Erst haben wir ihn reich gemacht,
Nun sollen wir ihn amüsiren.

Mephistopheles ist nicht bloß der Gelegenheitsmacher, als welchen wir ihn in der Gretchentragödie und in der Walpurgisnacht zur Genüge kennen gelernt haben, er ist in den Augen des ungeduldigen Faust auch der beständige Schwierigkeitsmacher, der allen seinen Wünschen lauter Hindernisse bereitet. Als Faust Gretchen begehrte, hieß es: „Ueber die hab' ich keine Gewalt". Jetzt, wo es sich um die Erscheinung der Helena handelt, heißt es: „Hier stehen wir vor steilern Stufen". Die Helena sei nicht herbeizuschaffen, wie „das Papiergespenst der Gulden"; er könne mit Teufelsweibern aufwarten:

Doch Teufelsliebchen, wenn auch nicht zu schelten,
Sie können nicht für Heroinen gelten.

Helena als griechische Heldenfrau gehört in die heidnische und classische Welt, der Teufel aber stammt aus der christlich-romantischen:

Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es haust in seiner eignen Hölle.

Er macht der Schwierigkeiten so viele, daß Faust ungeduldig und voller Unmuth dem Mephistopheles zuruft:

Da haben wir den alten Leierton!
Bei dir geräth man stets ins Ungewisse,
Der Vater bist du aller Hindernisse.

Doch giebt es ein Mittel, um die Erscheinung der Helena zu bewirken: „der Gang zu den Müttern“. Es fordert die völligste Entschlossenheit und die völligste Selbstentäußerung, weshalb schon der Name „Mütter“ den Faust mit einem jähen ahnungsvollen Schrecken befällt, wie einen solchen das Gefühl einer zu erlebenden Selbstentäußerung jedem Gemüth, je tiefer es ist, um so mächtiger einflößt.

2. Plutarchs Marcellus und Verfall der Orakel. Goethes Dichtung von den Müttern.

Im Jahre 1821 hatte Goethe in der Kaltwasserschen Uebersetzung des Plutarch die Lebensgeschichte des Marcellus gelesen, um die Beschreibung der römischen Triumphzüge für das Studium des italienischen Malers Mantegna näher kennen zu lernen. Hier war unter anderem erzählt, daß in Engyion, einer kleinen, aber uralten Stadt Siciliens den Müttern, den Göttinnen aller Entstehung und alles Wachsthums, ein Tempel geweiht war. Er

hatte in derselben Uebersetzung auch von den moralischen Schriften des Plutarch die berühmte Abhandlung über den Verfall der Orakel gelesen und hier folgende Stelle aus dem Bericht eines fremden Mystagogen gefunden: „Es gebe 183 Welten, nach der Figur eines Triangels so geordnet, daß jede Seite desselben in sechzig Welten besteht, die drei übrigen aber an den Ecken stehen. Die Fläche innerhalb des Triangels bilde den gemeinschaftlichen Herd und heiße das Feld der Wahrheit. In demselben liegen unbeweglich die Gründe, Gestalten und Urbilder aller Dinge, die je existirt haben und noch existiren werden. Diese umgiebt die Ewigkeit, von welcher die Zeit wie ein Ausfluß in die Welten hinüberfließt u. s. f.[1]

Nun hat Goethe diese beiden Stellen aus den Schriften des Plutarch, die Erzählung vom Tempel der Mütter in der Geschichte des Marcellus und die von dem triangulären Felde der Wahrheit, wo sich die Urbilder aller gewesenen und künftigen Dinge befinden, aus der Abhandlung

[1] Düntzer: Erläuterung des zweiten Theils von Goethes Faust. (Leipzig 1854.) S. 86.

vom Verfall der Orakel, ineinander gewoben und daraus in seiner tiefsinnigen und herrlichen Weise den Gang zu den Müttern gedichtet.

In dem Felde der Wahrheit, jenem rings von Welten eingefaßten tiefsten Grunde des Universums, wohnen die Mütter, umschwebt von den ewigen Urbildern der Dinge, die raum- und zeitlos sind, gleich den platonischen Ideen, darum den Tritten und Bitten der Menschheit unzugänglich, weshalb Mephistopheles dem Faust auf die Frage: „Wohin der Weg?" die Antwort ertheilt:

> Kein Weg! Ins Unbetretene,
> Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
> Nicht zu Erbittende. Bist du bereit?
> Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
> Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben,
> Hast du Begriff von Oed' und Einsamkeit?

Selbst mit der Einsamkeit im grenzenlosen, stillen Ocean ist diese Einsamkeit und Weltlosigkeit nicht zu vergleichen. Dort sieht man noch Wellen und Wolken, Delphine und Gestirne:

> Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
> Den Schritt nicht hören, den du thust,
> Nichts Festes finden, wo du ruhst.

Was für eine Menge der seltsamsten, unfaßlichsten Widersprüche! Es soll einen Gang zu den Müttern geben, aber keinen Weg; die Mütter sollen an einem geheimnißvollen Ort wohnen, aber es gebe keinen Raum; sie werden umschwebt von den Urbildern aller gewesenen und künftigen Dinge, das sind die Themata der Vergangenheit und Zukunft, aber es gebe keine Zeit! Sind das nicht Tollheiten, welche an die Hexenküche erinnern? Hat Faust nicht recht, wenn er zum Mephistopheles sagt:

> Du sprichst als erster aller Mystagogen,
> Die treue Neophyten je betrogen.

Er selbst, Faust, welcher Oede und Einsamkeit in jedem Sinn, wie kein anderer, erlebt und erlitten hat, wird jetzt von Mephistopheles gefragt: „Hast du Begriff von Oed' und Einsamkeit?" Er antwortet mit einem Rückblick auf seine Vergangenheit, an welche schon die Vergleichung mit der Hexenküche ihn erinnert hat:

> Du spartest, dächt' ich, solche Sprüche,
> Hier wittert's nach der Hexenküche,
> Nach einer längst vergangnen Zeit.
> Mußt' ich nicht mit der Welt verkehren?
> Das Leere lernen, Leeres lehren?

Die Klage darüber war ja das Thema seines ersten Monologs:

> Sprach ich vernünftig, wie ich's angeschaut,
> Erklang der Widerspruch gedoppelt laut.

Wir hören in seinem Gespräch mit dem Famulus die unmuthigen, schmerzerfüllten Worte:

> Ja, was man so erkennen heißt,
> Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?

Nach der Hexenküche folgte die Gretchenleidenschaft, die Furcht, sich in Leidenschaft und Schuld tief zu verstricken (er nennt diese Verstrickung jetzt „widerwärtige Streiche"), trieb ihn in die Einsamkeit von Wald und Höhle, aus der ihn herauszureißen und in das gesellige Leben zurückzuführen, doch zuletzt dem Teufel gelang:

> Mußt' ich sogar vor widerwärtigen Streichen
> Zur Einsamkeit, zur Wilderniß entweichen,
> Und um nicht ganz versäumt, allein zu leben,
> Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Die Worte des Faust, wie er bei der Beschreibung der Mütter an die Hexenküche zurückdenkt: „Hier wittert's nach einer längst vergangenen Zeit" sind sehr bezeichnend. Jedes Wort in der

eben angeführten Rede klingt wie eine verblaßte Erinnerung.

Es ist unmöglich, diese Worte mit Loeper auf die Zeit und Schicksale des Faust zwischen dem Schlusse der Gretchentragödie und seiner Erscheinung in der kaiserlichen Pfalz zu beziehen, da wir von dieser Zeit nur den Aufenthalt am Vierwaldstättersee kennen, in herrlicher Einsamkeit ohne alle Oede, worauf keines der obigen Worte paßt.[1]

Wir vergegenwärtigen uns den Faust des ersten Theils in den unvertilgbaren Grundzügen und Grundstimmungen seines Gemüths, er hatte von seinen zwei Seelen geredet und von der anderen und besseren gesagt: „die andere hebt gewaltsam sich vom Duft zu den Gefilden hoher Ahnen". (Ein nach Zeit und Bedeutung der letzten und im Unverständnisse der Worte des Dichters hervorragenden Commentatoren hatte die andere und bessere Seele des Faust für diejenige gehalten, welche auch Wagner hat.)[2]

Wir wissen, was die hohen Ahnen bedeuten,

---

[1] G. von Loeper. Faust. Eine Tragödie von Goethe. (Berlin 1879.) Zweiter Theil. S. 65 Anmerkung. — [2] Vgl. dieses Werk. Bd III. Cap. II. S. 55—60.

und in welchem schmerzlichsten Sinne von den beiden Seelen gesagt ist: „Die eine will sich von der andern trennen“. Diese Trennung ist die Losreißung von der Welt und von dem eigenen der Welt angehörigen Selbst. Nach dieser Losreißung, nach der Einheit mit den hohen Ahnen, welche die Urwesen aller Dinge sind, herrscht in Faust eine unwiderstehliche Sehnsucht. Daher kommt es, daß ihn das Wort „Mütter“ aufschreckt. „Die Mütter, Mütter! — ’s klingt so wunderlich.“ Und nachdem Mephistopheles das Reich der Mütter als das ewig Leere, das raum- und zeitlose Jenseits der Welt geschildert hat, ruft Faust, wie von tiefer Sehnsucht ergriffen:

> Nur immer zu! Wir wollen es ergründen,
> In deinem Nichts hoff’ ich das All zu finden.

Das Wort „Mütter“ trifft ihn allemal wie ein Schlag; der unwillkürliche Schrecken, der ihn bei diesem Worte befällt, macht ihn starr:

> Doch im Erstarren such’ ich nicht mein Heil,
> Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil;
> Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
> Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Faust hatte sich die Beschwörung der Helena

weit leichter vorgestellt, er hatte geglaubt, daß Mephistopheles nur ein paar Zauberworte zu murmeln brauche, und die Helena sei da. Jetzt aber führt der Weg zur Helena durch die geheimnißvollsten Tiefen und Verborgenheiten. Warum geht Mephistopheles nicht selbst zu den Müttern? Warum sendet er den Faust? Weil dieser mit seiner enthusiastischen Ergriffenheit und Kühnheit weit besser zu dem ganzen Unternehmen paßt. Er soll dem Mephistopheles die Kastanien aus dem Feuer holen, wie in der Lafontaineschen Fabel die Katze dem Affen. Faust selbst macht diese wohlgelaunte Vergleichung:

> Du sendest mich ins Leere,
> Damit ich dort so Kunst als Kraft vermehre;
> Behandelst mich, daß ich, wie jene Katze,
> Dir die Kastanien aus den Gluthen kratze,
> Nur immer zu!
>
> u. s. f.

Mit dem begeisterten und erhabenen Worte: „In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden", hat Faust die Mission zu den Müttern ergriffen, so unerschrocken und entschlossen, zugleich so überzeugt, Mephistopheles habe ihm keine Falle gelegt, daß er von diesem Lob und Anerkennung erntet:

Ich rühme dich, eh' du dich von mir trennst,
Und sehe wohl, daß du den Teufel kennst.

Er reicht ihm den kleinen, magischen Schlüssel als Wegweiser zu den Müttern: er werde einen glühenden Dreifuß antreffen, der sich ihm anschließen und ihm folgen werde, sobald er ihn mit dem Schlüssel berührt habe, in dem Lichte dieses Dreifußes werde er die Mütter sehen, sie aber nicht ihn; denn sie sehen nur die Ideen (Schemen):

Ein glühnder Dreifuß thut dir endlich kund,
Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn,
Die einen sitzen, andre stehn und gehn.
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Creatur,
Sie sehn dich nicht, denn Schemen sehn sie nur,
Da faß ein Herz, denn die Gefahr ist groß,
Und gehe grad auf jenen Dreifuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüssel!

Nachdem Faust den Schlüssel empfangen hat, der in seiner Hand sogleich wächst, blitzt und leuchtet, ruft Mephistopheles ihm zu:

Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen,
In der Gebilde losgebundne Räume!

Nachdem er ihn noch auf den Dreifuß hingewiesen hat, wiederholt er das Wort des Abschieds, indem er es verstärkt. Faust soll versinken, auch vor sich selbst. Die symbolische Bezeichnung seiner Selbstentäußerung heißt:

Dein Wesen strebe nieder!
Versinke stampfend, stampfend steigst du wieder.

In dem richtigen Gebrauch des Schlüssels liegt die Rettung, in dem falschen die Gefahr; darum ist die Gefahr groß, wie der Ausruf des Mephistopheles besagt, als Faust stampfend versinkt:

Wenn ihm der Schlüssel nur zum besten frommt!
Neugierig bin ich, ob er wiederkommt.

II. Zwischenspiel. Mephistopheles als Zauberarzt.

Unterdessen hat sich die Hofgesellschaft schon in hell erleuchteten Sälen versammelt und harrt der Dinge, die da kommen und im Rittersaal sich abspielen sollen. Mephistopheles gilt als Zauberarzt und wird von allen Seiten um Zaubermittel bestürmt.

Eine Blondine hat Sommersprossen und wünscht sie vertrieben zu sehen; eine Brünette hat einen

erfrornen Fuß, den Mephistopheles sogleich mit einem Tritt seines Pferdefußes heilt, so daß die Schöne wieder tanzen und „füßlen" kann. Eine „Dame" wünscht einen Liebestrank, um den treulosen Liebhaber wieder zu gewinnen und an sich zu fesseln; dann erscheint ein verliebter Page, der bei den Frauen für voll gelten möchte, dann kommen zwei solcher Pagen, zuletzt ein ganzer Andrang erotisch bedürftiger Personen der Hofgesellschaft, so daß Mephistopheles in seiner Bedrängniß ausruft:

Schon wieder Neue! Welch ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus;
Der schlechteste Behelf! die Noth ist groß,
O Mütter, Mütter! Laßt nur Fausten los!

III. Die Beschwörung und Erscheinung des Paris und der Helena.

1. Im Rittersaal. Die Scene.

Die Hofgesellschaft hat sich aus den hellen Räumen in den alten, großen, durch Teppiche und Rüstungen ausgeschmückten, dämmernd erleuchteten Rittersaal begeben und sich in den vom Herold wohlgeordneten Sitzen vertheilt, welche kaum im

Stande sind, die Menge der erwartungsvollen Gäste zu fassen. Der Kaiser hat seinen Platz vor der Wand genommen, die sich alsbald verschiebt und die Aussicht in das Theater eröffnet, wo die folgenden Scenen spielen. Der Astrolog, welcher die Bedeutung der Handlungen zu erklären hat, erscheint im Proscenium und nimmt auf der einen Seite derselben Platz, Mephistopheles läßt sich im Souffleurkasten nieder, denn „Einbläsereien sind des Teufels Redekünste". Faust soll von der andern Seite des Prosceniums auftreten.

Der Ort der Scene ist ein alter dorischer Tempel, ein colossaler Säulenbau.

2. Faust als priesterlicher Magus.

Der Astrolog verkündet die Ankunft des Faust, der durch seine magische Kunst längst vergangene Personen in die Gegenwart zaubern wird:

> Mit Augen schaut nun, was ihr kühn begehrt,
> Unmöglich ist's, drum eben glaubenswerth.

Faust erscheint im Priesterkleid, mit ihm zugleich steigt der Dreifuß empor, er hält in seiner Hand den Schlüssel und die Schale, gefüllt mit Weihrauch, der als Duftwolke aufsteigt und sich

ausbreitet in allen möglichen Gestalten: „gedehnt, geballt, verschränkt, getheilt, gepaart". Es sind tönende Wolken:

> So wie sie wandeln, machen sie Musik,
> Aus luftigen Tönen quillt ein Weißnichtwie [1],
> Indem sie ziehn, wird alles Melodie,
> Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt.
> Ich glaube gar, der ganze Tempel singt.[1]

In dem dramatischen Entwicklungsgange des Faust, wie uns Goethes Tragödie denselben vorführt, geschieht es eigentlich hier zum erstenmal, daß der dem Faust inwohnende, nach Thaten drängende Uebermensch sich nicht bloß in einen Strom gewaltiger Empfindungen ergießt, sondern in einer wirklich übermenschlichen That sich bewährt und befriedigt hat; er hat die Mütter gesehen, das raum- und zeitlose Gefilde hoher Ahnen, jenes Ziel seiner inbrünstigen Sehnsucht, seiner andern und besseren Seele von Anfang an, er ist auch der magischen Kraft sicher, womit er Bilder aus längst vergangenen Zeiten wieder in das

[1] Das ist wohl die einzige Stelle in unserer großen Litteratur, wo das je ne sais quoi als deutsches Wort erscheint.

Leben zaubern kann. Daher die großartige Ruhe, womit dieser priesterliche Magus jetzt auftritt und redet:

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt
Und doch gesellig! Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben,
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort, denn es will ewig sein.
Und ihr vertheilt es, allgewalt'ge Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die Einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die Andern sucht der kühne Magier auf,
In reicher Spende läßt er voll Vertrauen,
Was Jeder wünscht, das Wunderwürdige schauen.

3. Der Raub der Helena.

Aus der musikalisch bewegten und sich verdichtenden Weihrauchwolke tritt, noch in der Blüthe seines Wachsthums begriffen, ein Jüngling hervor, welchen der Astrolog sogleich erkennt und nicht erst zu verkünden braucht:

Hier schweigt mein Amt, ich brauch' ihn nicht zu nennen,
Wer sollte nicht den holden Paris kennen!

Anmuthig läßt er sich nieder, lehnt seinen Arm über das Haupt und schläft ein. Von diesem

Knaben-Jüngling geht ein Zauber aus, der aus der Weihrauchwolke die Helena anlockt und herbeizieht. „Es ist", wie die älteste der Hofdamen sagt, „des Wachsthums Blüthe"

> Im Jüngling als Ambrosia bereitet
> Und atmosphärisch rings umher verbreitet.

Sie nähert sich dem Paris, neigt sich über und küßt ihn, dann schleicht sie sich weg, leichtfüßig, er erwacht und erblickt staunend die Helena; sie kehrt sich zu ihm herum mit Anstand und majestätischer Feinheit; er ist kein Knabe mehr, er ist ein Held, der sie mit starken Armen umfaßt, hoch emporhebt und davontragen will. Das ist die Handlung, deren Bedeutung der Astrolog in aller Kürze erklärt:

> Nur noch ein Wort! Nach allem, was geschah,
> Nenn ich das Stück den Raub der Helena.

4. Stimmen aus der Hofgesellschaft.

Dem Hofarchitekten mißfällt der dorische Tempel: der soll antik sein, er sei roh und unbehülflich, wogegen die gothischen Strebepfeiler und Spitzbogen erbaulich und geisterhebend sind.

Den Paris finden die Hofdamen charmant: „O, welch ein Glanz aufblüh'nder Jugendkraft!"

„Wie eine Pfirsche frisch und voller Saft!“ — Die Ritter dagegen finden ihn zu sehr Schäferknecht, sie vermissen den Prinzen und die Hofmanieren, es sei doch über die Maßen unhöflich, daß er in Gegenwart des Kaisers sich hinräkle und einschlafe. Der Hofmann ist von der Gegenwart der allerhöchsten Person so benommen, daß er darüber das Schauspiel ganz und gar vergißt, wie eine Dame ihm mit Recht bemerkt, indem sie den Paris entschuldigt: „Er stellt's nur vor! Er glaubt sich ganz allein.“

Umgekehrt verhalten sich die Ritter und die Hofdamen zur Erscheinung der Helena. Die erste ältere Hofdame findet den Kopf zu klein, die zweite jüngere den Fuß zu plump, eine dritte ist von Paris so entzückt, daß neben diesem ihr die Helena sogar häßlich erscheint. Sie sei ein gefallsüchtiges Weib, das mit dem blöden Schäfer ihr kokettes Spiel treibe. So bemerkt eine scharfzüngige Hofdame, als sie die Helena sich umwenden und zum Paris zurückkehren sieht:

> Ich merke schon, sie nimmt ihn in die Lehre;
> In solchem Fall sind alle Männer dumm,
> Er glaubt wohl auch, daß er der erste wäre.

Nun fallen mit tugendhafter Entrüstung die Hofdamen über den Ruf der Helena her:

> Das Kleinod ist durch manche Hand gegangen,
> Auch die Vergulbung ziemlich abgebraucht.

So sagt eine der Damen, und die andere:

> Vom zehnten Jahr an hat sie nichts getaugt.

Die Männer sind einig und voll des Lobes ihrer tadellosen und wundervollen Schönheit, die Pagen wie die Ritter, die Diplomaten wie die Gelehrten. Der Diplomat, in den großen Kreisen fürstlicher Männer und Frauen einheimisch, läßt den Tadel jener beiden Damen, daß der Kopf zu klein und der Fuß zu groß sei, nicht gelten. Er sagt:

> Fürstinnen hab' ich dieser Art gesehn,
> Mich däucht, sie ist vom Kopf zum Fuße schön.

Der Gelehrte beschwichtigt seinen kritischen Zweifel, ob diese Erscheinung die rechte sei, durch die ihm wohlbekannte Quelle, welche berichtet, daß die Greise in Troja bei ihrem Anblick von Staunen über ihre Schönheit ergriffen wurden.

> Ich seh' sie deutlich, doch gesteh ich frei,
> Zu zweifeln ist, ob sie die rechte sei.
> Die Gegenwart verführt ins Uebertrieb'ne,
> Ich halte mich vor allem ans Geschrieb'ne.

Da les' ich denn, sie habe wirklich allen
Graubärten Trojas sonderlich gefallen;
Und wie mich dünkt, vollkommen paßt das hier.
Ich bin nicht jung und doch gefällt sie mir.

5. Faust und Helena.

Für den Faust ist die Helena nicht bloß ein Gegenstand des begeisterten Wohlgefallens, sondern die Offenbarung der höchsten Schönheit, die Verkörperung eines Weltideals; von seinem Schreckensgange zu den Müttern ist sie „der seligste Gewinn", sie ist die Gottheit, der sein magisches Priesterthum geweiht ist. Seine ganze Vergangenheit versinkt in nichts, die Erscheinung der Helena ist für ihn eine Lebensepoche:

Hab ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle reichlichstens ergossen?
Mein Schreckensgang bringt seligsten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen!
Was ist sie nun seit meiner Priesterschaft?
Erst wünschenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verschwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
In Zauberspiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild solcher Schöne![1]

---

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. III. Cap. VII. S. 158.

Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle.

Er ist vom Enthusiasmus für, vom Glauben an die Helena so vollkommen beherrscht, daß er alles um sich her vergißt, das Spiel und die Zuschauer, und ihm Mephistopheles aus dem Souffleurkasten heraus vergeblich zuflüstert: „So faßt euch doch und fallt nicht aus der Rolle!" — Daß die Helena den Paris küßt, ist ihm ein unerträglicher Anblick und läßt ihn in eine so dämonische Eifersucht gerathen, daß er ausruft: „Furchtbare Gunst dem Knaben!" Wiederum flüstert Mephistopheles vergeblich: „Ruhig! Still! Laß das Gespenst doch machen, was es will." — Er hält das Dunstgebilde für die wahre und wirkliche Helena, welche Paris rauben und davontragen will; er hört nicht, was Mephistopheles ihm zuraunt: „Machst du's doch selbst, das Fratzen-Geisterspiel!"

Wo die Helena ist, da ist die wahre und wirkliche Welt; alles andere ist Schein und Schatten; und in seiner Hand hält er noch den magischen Schlüssel, der ihn zu den Müttern geführt hat:

Was Raub! Bin ich für nichts an dieser Stelle?
Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand?

Er führte mich durch Graus und Wog' und Welle
Der Einsamkeiten her zum festen Stand.
Hier fass' ich dich! Hier sind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich, das große, sich bereiten,
So fern sie war, wie kann sie näher sein!
Ich rette sie und sie ist doppelt mein.
Genug! Ihr Mütter, Mütter müßt's gewähren!
Wer sie erkennt, der darf sie nicht entbehren.

Er kehrt den Schlüssel dem Paris zu. Es geschieht eine Explosion. Die Geister lösen sich in Dunst auf, Faust liegt ohnmächtig am Boden.

Viertes Capitel.

In das alte classische Land.

I. Im alten Studirzimmer. Zur neuen Weltfahrt.

1. Mephistopheles und Nikodemus.

Mephistopheles hat den ohnmächtigen Faust sich aufgeladen und nach seinem Hause geschleppt, wo er ihn auf einem altväterlichen Bette niedergelegt hat. Daß Fausts Wohnung mit allem, was dazu gehört, sich an demselben Orte befindet, wie der Palast des Kaisers: diese neue Localisirung der Dinge ist wohl durch die Beschwörung des Paris und der Helena und deren Schlußkatastrophe veranlaßt. Faust ist von Liebeswahnsinn zur Erscheinung der Helena ergriffen, alsbald aber ist durch die Explosion und die schwere Ohnmacht des Faust das Liebesband gelöst worden:

> Hier lieg, Unseliger, verführt
> Zu schwer gelöstem Liebesbande,
> Wen Helena paralysirt,
> Der kommt so leicht nicht zu Verstande.

In dem uns wohlbekannten, alterthümlichen, hochgewölbten Studirzimmer des Faust findet Mephistopheles noch alles unverändert, alles so wie es war, als sie zur ersten Weltfahrt auswanderten. Seitdem sind Jahre vergangen. Nur der Staub hat sich vermehrt, die Spinneweben und die Insecten. Da steht noch das alte Dintenfaß mit der eingetrockneten Dinte, daneben liegt noch die Feder, womit sich Faust dem Teufel verschrieben, selbst von dem Blutstropfen ist noch etwas darin wahrzunehmen: welcher kostbare Fund für einen Sammler! — Und an dem Nagel hängt auch noch der Pelz, in welchem einst Mephistopheles den Faust gespielt und dem Schüler seine Belehrungen ertheilt hat.

Eines Tages war der berühmte Professor verschwunden, niemand wußte und weiß, wohin, alle Welt hoffte auf seine Wiederkunft, vor allem sein treuer Famulus Wagner, der eben so sorgfältig bestrebt ist, das Andenken des großen Mannes unversehrt zu erhalten, als seine Behausung, damit die seines Geistes verlustige Welt wenigstens sein Dintenfaß, seine Schreibfeder und seinen Pelz anstaune. Unter Wagners Händen wird aus dem

Studirzimmer des Faust sehr bald ein Faust-museum werden. Es ist Goethes eigenem Studirzimmer nicht besser ergangen!

Jetzt ist Wagner der weltberühmte Professor, der die Geheimnisse nicht bloß der Handschriften, sondern auch der Gestirne, der unteren wie der oberen, entziffert und soeben im Begriff steht, in seinem Laboratorium auf den Spuren des Paracelsus im Wege der chemischen Körperbildung, d. h. Krystallisirung ein Menschlein (Homunculus) zu Wege zu bringen. Sein Famulus heißt Nikodemus, wie jener Pharisäer, der nach der Erzählung des vierten Evangelisten (Joh. Cap. 3, V. 1) nachts zu Jesus kam, um sich von ihm über die Wiedergeburt und das Werden eines neuen Menschen belehren zu lassen.

Diesen Nikodemus hat sich Mephistopheles herbeigeläutet, um durch ihn, der sich zu Wagner verhält, wie dieser zum Faust, in das Laboratorium gelangen und bei der Entstehung des Homunculus gegenwärtig sein zu können. Er spendet dem Wagner sein uneingeschränktes Lob:

> Wer kennt ihn nicht, den edlen Doctor Wagner,
> Den Ersten jetzt in der gelehrten Welt!
> Er ist's allein, der sie zusammenhält,

Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegierige Horcher, Hörer
Versammeln sich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder,
Die Schlüssel übt er wie Sanct Peter,
Das Untre so das Obre schließt er auf.
Wie er vor allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand,
Selbst Faustus' Name wird verdunkelt,
Er ist es, der allein erfand.

2. Mephistopheles und der Baccalaureus.

Um sich scherzhafterweise in die Zeit vor der ersten Weltfahrt und die Schülerscene zurückzuversetzen, hat sich Mephistopheles den alten Pelz des Faust, sein Vließ, wie er es nennt, noch einmal angethan. Nachdem er es gerüttelt und geschüttelt, ist eine ganze Wolke von Insecten herausgeflogen, die in einem Chorgesang ihn als ihren Herrn und Meister, als ihren Vater und Freund gepriesen und angesummt haben.

Da naht sich jemand mit hastigen, schnellen Schritten, wie einer der keine Rücksichten nimmt und zu nehmen braucht, woraus Mephistopheles sogleich seine Geistesart wittert:

Doch diesmal ist er von den Neusten,
Er wird sich grenzenlos erdreusten.

Es ist der uns wohl bekannte, ehemalige Schüler[1], jetzt Baccalaureus, auf der ersten Sprosse der akademischen Stufenleiter. „Er ist von den Neusten." Die Neusten sind die Anhänger der fichteschen Philosophie, welche das absolute Ich proclamirt hat, und daß alles, was ist, im Ich und durch dasselbe gesetzt sei, Werk und That des selbstbewußten Geistes. Von diesem Selbstbewußtsein ist der Baccalaureus geschwellt. Alles, was man sonst gelehrt hat und noch lehrt, ist vermodertes, dummes Zeug, dem Untergange geweiht, wie die Hallen, worin man es lehrt:

> Diese Mauern, diese Wände
> Neigen, senken sich zum Ende
> Und wenn wir nicht bald entweichen,
> Wird uns Fall und Sturz erreichen.

Nun erkennt er die Localität und alsbald auch im alten Pelz den alten Professor wieder. Doch jetzt heißt es nicht mehr: „Ich komme voll Ergebenheit, einen Mann zu sprechen und zu kennen, den alle mir mit Ehrfurcht nennen".[2] Sondern es heißt:

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. III. Cap. V. S. 117. — [2] Ebendas. S. 123.

Mein alter Herr! Wir sind am alten Orte!
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf
Und sparet doppelsinnige Worte;
Wir passen nun ganz anders auf.
Ihr hänseltet den guten treuen Jungen;
Das ist euch ohne Kunst gelungen,
Was heut zu Tage Niemand wagt.

— — — — — — — — — —

Anmaßlich find' ich, daß zur schlechtsten Frist
Man etwas sein will, wo man nichts mehr ist.

— — — — — — — — — — — — —

Gewiß! das Alter ist ein kaltes Fieber
Im Frost von grillenhafter Noth;
Hat Einer dreißig Jahr' vorüber,
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, euch zeitig todt zu schlagen.

Damit aber kommt der Baccalaureus dem Mephistopheles gleichsam in das Gehege, der ja kraft seines negativen Weltberufs auch die zeitige Vernichtung der Menschengeschlechter begehrt und betreibt; daher die humoristische Bemerkung des Mephistopheles: „Der Teufel hat hier weiter nichts zu sagen".

Indessen fühlt sich der Baccalaureus nicht als Weltvernichter, sondern als jugendlicher Weltschöpfer und ergeht sich in entzückter Betrachtung der Herrlichkeit seines Werkes:

Dies ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf,
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf,
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf,
Da schmückte sich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen;
Auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
Entfaltete sich aller Sterne Pracht.

Und er schafft nicht bloß das herrliche Weltgebilde, sondern durchleuchtet, befreit und erhebt auch das gefesselte und gedrückte Weltbewußtsein:

Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philisterhaft einklemmender Gedanken?

Er ist der leuchtende und vorleuchtende Führer der Welt:

Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht
Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniß im Rücken.

„Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht!" rief Faust auf seinem Spaziergange, als im Anblick der untergehenden Sonne ihn die Sehnsucht ergriff, ihr nachzufliegen.[1]

---

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. III. Cap. II. S. 54. Goethe. XIV. V. 1087.

Mephistopheles läßt den Baccalaureus reden und beurtheilt ihn nicht mit diabolischer Schärfe, sondern als menschenkundiger Greis, der oft genug erlebt hat, wie solche jugendliche Geister, wenn sie in Gährung gerathen, sich für viel origineller halten, als sie sind. Das Heilmittel der Selbst-täuschungen sind die Enttäuschungen:

Original, fahr hin in deiner Pracht!
Wie würde dich die Einsicht kränken!
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?
Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders sein!
Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'n Wein.

In diesen Worten hören wir den Dichter, der mit seinem Mephistopheles hier ganz zusammengeht: er ist liebenswürdig wie immer, alt und weise, wie nie zuvor:

Bedenkt, der Teufel, der ist alt,
So werdet alt, ihn zu verstehen!

3. Die Entstehung der Scene.

Die Erfindung der Figur des Baccalaureus und die Scene zwischen Mephistopheles und ihm

ist eine Satire auf die Fi-chteschwärmerei, die sich der jungen Leute in Jena bemächtigt, auch feindselige Gährungen hervorgerufen und zu allerhand Carrikaturen geführt hatte, deren Augenzeuge im Jahre 1795 Goethe selbst war. Er hatte den sehr glücklichen Einfall, den Schüler, der vor zwanzig Jahren im Lockenkopf und Spitzenkragen höchst schüchtern und bescheiden aufgetreten war, jetzt im Baccalaureus in moderner Frisur (Schwedenkopf), barschen Manieren und gespanntestem Selbstgefühl wiedererscheinen zu lassen. Ich zweifle nicht, daß der Beitrag oder das „Etwas zum Faust", wovon in dem Briefwechsel der beiden Dichter im Jahre 1795 öfter die Rede ist, und das Schiller flehentlich, aber vergeblich gedruckt zu sehen wünschte, diese unsere Scene war. Der satirische Charakter der Scene, der mit der Fichteschwärmerei auch Fichten selbst traf, mag Goethen gehindert haben, dieselbe damals zu veröffentlichen. Wie viel er auch an Fichtes Art übertrieben und unpraktisch fand, so lautete doch sein Endurtheil über den Mann höchst anerkennend: „Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen hat". Nun hat es 57 Jahre

gedauert, bevor in Goethes Fausttragödie vor den Augen der Welt aus dem Schüler des ersten Theils der Baccalaureus des zweiten geworden.[1]

II. Im Laboratorium. Der Homunculus.

1. Mephistopheles und Wagner.

Unterdessen ist Wagner im Laboratorium auf den Spuren des Paracelsus aus allen Kräften bemüht, durch chemische Kunst einen Menschen zu

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. II. Cap. III. S. 71 flgd. Meine Gesch. d. neuern Philos. Bd. VI. (Fichte. 3. Aufl.) Buch II. Cap. III. S. 167 u. 168. In dem Bruchstücke eines Werks, welches Fichte in Königsberg während des Winters 1806/1807 geschrieben, aber nicht veröffentlicht hat, findet sich eine „Episode über unser Zeitalter aus einem republikanischen Schriftsteller". Hier war der Bildungs- und Sittenzustand namentlich der höheren Stände in folgenden Worten charakterisirt: „sie waren in der Regel bloß dumm und unwissend, feige, faul und niederträchtig". Mit dem Alter habe sich dieser Zustand zunehmend verschlimmert. „Wie sie über dreißig Jahre hinaus waren, hätte man zu ihrer Ehre und zum Besten der Welt wünschen mögen, daß sie stürben" u. s. f. Aus dieser Aeußerung Fichtes hat sich der Baccalaureus die Lehre geschöpft: „Ist Einer dreißig Jahr' vorüber, so ist er schon so gut wie todt, Am besten wär's, euch zeitig todt zu schlagen". Ebendas. Buch IV. Cap. VII. S. 615 Anmerk.

machen. Nach der Beschreibung seines eigenen Famulus:

> Monate lang, des großen Werkes willen,
> Lebt er im allerstillsten Stillen.
> Der zarteste gelehrter Männer,
> Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner,
> Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen,
> Die Augen roth vom Feuerblasen
> u. s. f.

Mephistopheles wünscht dringend, dabei zu sein; er hat ein ganz besonderes Interesse, daß der Homunculus, das geistige Menschlein, zu Stande kommt, er bedarf seiner zur neuen Weltfahrt, er glaubt auch, durch seine Gegenwart auf das Werk Wagners einen günstigen Einfluß ausüben und sein Gelingen beschleunigen zu können:

> Ich bin der Mann, das Glück ihm zu beschleunen.

Darum begrüßt er bei seinem Eintritt in das Laboratorium den Wagner sogleich mit den Worten: „Willkommen! Es ist gut gemeint". Wagner erwidert den Gruß, der zur glücklichsten Stunde kommt: es wird auf wissenschaftlichem Wege ein Mensch gemacht, ohne verliebtes Paar, ohne thierische Zeugung:

Es wird! Die Masse regt sich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.

Wagner ist und bleibt Wagner! Wenn er könnte, so würde er die Natur und die Zeugung abschaffen und den Menschen durch kunstgelehrte Handgriffe und Operationen entstehen lassen, die allein menschenwürdige Art des Ursprungs ist die wissenschaftliche, lehr- und lernbare Procedur. Die Zeugung bleibt den Thieren:

Wenn sich das Thier noch weiter dran ergetzt,
So muß der Mensch mit seinen großen Gaben
Doch künftig höhern, höhern Ursprung haben.
— — — — — — — — — — — — —
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

Mephistopheles, für den es nichts neues unter der Sonne giebt, und alles schon dagewesen ist, rechnet auch das unerhört neue und zukünftige Menschengeschlecht des Wagner unter die ihm bekannten und der Vergangenheit angehörigen Dinge, er behandelt die Originalität des Homunculus ähnlich wie die des Baccalaureus und sagt persiflirend:

Ich habe schon in meinen Wanderjahren
Krystallisirtes Menschenvolk gesehn.

„Es leuchtet! Seht!“ ruft triumphirend Wagner.

Es steigt, es blitzt, es häuft sich an,
Im Augenblick ist es gethan!
— — — — — — — — — — —
Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt sich; also muß es werden!
Ich seh in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich geberden.

Es glänzt und leuchtet schon in der Phiole; man hört schon seine Stimme, er nennt den Wagner „Väterchen“ und den Mephistopheles „Schalk, Herr Vetter“. Der Homunculus ist da und wir stehen vor der Frage: was hat es mit dem Homunculus für eine Bewandtniß, und was hat diese seltsame und unerhörte Figur in dem goetheschen Faust zu bedeuten?

2. Der Homunculus.

Man hat unter den goetheschen Dichtungen die des Homunculus stets für eine der gewagtesten und im Hinblick auf die Naturwahrheit der Dinge wohl auch eine der verfehltesten erklärt. Der geistvolle, um die Faustkritik namentlich in negativer

Richtung hochverdiente Vischer nahm den Homunculus als ein Sinnbild des ganzen zweiten Theils: er sei „das ohne Potenz gefertigte Menschlein". Vischer war über den zweiten Theil stets schlecht zu sprechen und hätte es am liebsten gesehen, wenn er ungedichtet, ungelesen oder so wenig gelesen geblieben wäre, wie er es war, als er ihn zu wiederholten malen verwarf. Sein Urtheil ist nicht bloß hart und unergiebig, sondern falsch. Auch hat die Welt ihm Unrecht gegeben, er selbst konnte noch erleben, daß der zweite Theil des Faust viel gelesen, studirt, ja sogar öffentlich aufgeführt wurde auf allen größeren Bühnen Deutschlands, wo man unter dem Eindruck solcher Aufführungen von einem „Tage von Damaskus" sprach.

Einige respectvollere Commentatoren haben gemeint, daß Goethe mit seinem Homunculus nichts anderes gewollt habe, als eine Idee des Paracelsus und eines seiner eigenen Zeitgenossen, des würzburger Philosophen Johann Jakob Wagner, poetisch verwerthen und verwirklichen. Die Ansicht ist schon darum falsch, weil sie unbrauchbar ist und in der Sache, d. h. in dem dramatischen Gange des zweiten Theils und dessen Composition gar nichts erklärt.

Goethe sah im Fortgange seiner Dichtung sich einer Aufgabe gegenüber, welche er nur durch die Einführung des Homunculus lösen konnte. Dies ist der zu erklärende Punkt.

In dem zweiten Theile des Faust sollte die Helena der Gipfel sein, der nach allen Seiten sieht und von allen Seiten gesehen wird. Ueber diese Anordnung des zweiten Theils waren beide Dichter einig.[1] Wir befinden uns in einem Punkte, der auf die Helena hinblickt. Faust liegt in schwerer Ohnmacht hingestreckt auf seinem altväterlichen Bett in seiner Behausung; er soll die classische Walpurgisnacht, die im zweiten Theile des Faust der romantischen Walpurgisnacht im ersten entspricht, durchwandern und von der Beherrscherin der Unterwelt sich die Wiederbelebung der Helena in der Oberwelt erflehen und erlangen. In seinem Innersten waltet der Drang zur classischen Schönheit und nach deren Heimath. So verhält es sich in unserem Drama mit der gegenwärtigen Lage und den nächsten zu erreichenden Zielen.

Um vorwärts zu kommen, brauchen wir einen

---

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. II. Cap. V. S. 124.

Dämon, einen rein geistigen, leicht orientirt und orientirend, der die Situation und ihre nächsten Ziele sogleich durchschaut und erkennt, der gleichsam frischweg von der Münze kommt, leuchtend, strahlend, und von den menschlichen Erbfehlern nichts hat, nichts von der Trägheit und von dem Brett vor der Stirn: das ist der Homunculus, wie Goethe denselben in genialer Weise geschildert hat oder vielmehr sich selbst hat schildern lassen.

Er ist thätig und bedarf der rastlosen Thätigkeit: darum ist ihm auch Mephistopheles wegen seiner Agilität besonders willkommen:

> Du aber Schalk, Herr Vetter, bist du hier?
> Im rechten Augenblick! ich danke dir.
> Ein gut Geschick führt dich zu uns herein,
> Dieweil ich bin, muß ich auch thätig sein.
> Ich möchte mich sogleich zur Arbeit schürzen;
> Du bist gewandt, die Wege mir zu kürzen.

Dem Mephistopheles ist alles an der geistigen Wiederbelebung des Faust gelegen, darum weist er den Homunculus auf diesen hin: „Hier zeige deine Gabe!"

Kaum hat der Homunculus den Faust erblickt und beleuchtet, so ruft er aus: „Bedeutend!" Wie

ein Gedankenleser durchschaut er, was im Gehirn des Faust vorgeht: dieser träumt die Erzeugung der Helena, die Vermählung der Leda mit dem Schwan, der Homunculus erkennt die Scene sogleich und schildert sie hochpoetisch:

Die Mädchen fliehn verschüchtert, doch allein
Die Königin, sie blickt gelassen drein
Und sieht mit stolzem, weiblichem Vergnügen
Der Schwäne Fürsten ihrem Knie sich schmiegen,
Zudringlich zahm. Er scheint sich zu gewöhnen.
Auf einmal aber steigt ein Dunst empor
Und deckt mit dicht gewebtem Flor
Die lieblichste von allen Scenen.

Er hat wie ein Dichter geredet, was selbst Mephistopheles mit den Worten anerkennt:

So klein du bist, so groß bist du Phantast.

Von Leda und dem Schwan, von dem ganzen herrlichen Bilde, welches Faust träumt und der Homunculus schildert, sieht Mephistopheles nichts, und der Homunculus sagt ihm, warum er nichts davon sieht:

Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wust von Ritterthum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düstern bist du nur zu Hause.

Er sieht, indem er umherblickt, auch den Gegensatz zwischen Fausts Traum und seiner Behausung, zwischen dem, was in ihm vorgeht, und dem, was ihn umgiebt, das paßt zu dem düstern Element des Mephistopheles:

> Verbräunt Gestein, bemodert, widrig,
> Spitzbögig, schnörkelhaftest, niedrig!
> Erwacht uns dieser, giebt es neue Noth,
> Er bleibt gleich auf der Stelle todt.

Der Contrast ist so schroff und peinlich, daß der Homunculus selbst, der sich so leicht und so bequem in alle möglichen Zustände zu finden weiß, ihn kaum ertragen könnte:

> Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
> Das war sein ahnungsvoller Traum,
> Wie wollt' er sich hierher gewöhnen!
> Ich, der bequemste, duld' es kaum.
> Nun fort mit ihm!

Jeder gehört in sein Element, das Mädchen auf den Tanzplatz, der Krieger in die Schlacht, und Faust:

> Jetzt eben, wie ich schnell bedacht,
> Ist classische Walpurgisnacht;
> Das Beste, was begegnen könnte,
> Bringt ihn zu seinem Elemente.

Es ist die Nacht (nicht des 6. Juni, sondern) des 9. August, an welchem Tage im Jahre 706 der Stadt oder 48 vor Chr. im Kampfe um die römische Weltherrschaft Cäsar den Pompejus bei Pharsalus in Thessalien besiegt hat. In dieser Nacht versammeln sich alljährlich die Gespenster des classischen Alterthums in den pharsalischen Feldern.

Die Blicke des Homunculus richten sich in die Ferne nach den thessalischen Gefilden, nach dem Stromlauf des Peneios und er sagt in seiner erhabenen und grandiosen Weise:

An großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuscht, umbaumt in still- und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt sich zu der Berge Schluchten,
Und oben liegt Pharsalus, alt und neu.

Der Commentatorenunverstand hat den Homunculus für einen Topographen genommen, der sich mit der Baugeschichte des Orts beschäftigt und unter „Pharsalus, alt und neu" die Alt- und Neustadt verstanden habe[1], während dem welt-

---

[1] Düntzer: Goethes Faust (1854). Zweiter Theil. S. 125 Anmerkg.

kundigen Sinn des Homunculus bei dem Andenken an jene Schlacht sich die fortbeständigen Kämpfe um die Weltherrschaft von Cyrus bis Napoleon vergegenwärtigen: das sind die pharsalischen Weltkriege, das bedeuten im Munde des Homunculus die Worte: „Pharsalus, alt und neu".

Man braucht nur zu hören, was sogleich Mephistopheles, was später die Hexe Erichtho sagt, um über diesen Sinn der Worte nicht einen Augenblick im Zweifel zu sein. Hinter jenen Kämpfen steckt der Teufel der Herrschsucht:

Und keiner merkt, er ist doch nur geneckt
Vom Asmodeus, der dahinter steckt.
Sie streiten sich, so heißt's, um Freiheitsrechte,
Genau besehn, sind's Knechte gegen Knechte.

Der Weg geht in die classische Walpurgisnacht nach den pharsalischen Feldern. Mephistopheles schlägt den Zaubermantel um Faust zum neuen Mantelflug, Homunculus fliegt und leuchtet voran. Den Mephistopheles locken die thessalischen Hexen; der Abschied von seinem „Väterchen" ist leicht; er sieht ihn nicht wieder, aber läßt ihm noch einen weisen, vortrefflichen Rath zurück: er möge seine Handschriften enträthseln, aber so, daß nicht bloß

Buchstaben und Worte, sondern Sinn und Verstand dabei herauskommen:

Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorschrift sammle Lebenselemente
Und füge sie mit Vorsicht eins ans andre,
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie?
Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das I.

Fünftes Capitel.

Die classische Walpurgisnacht.

I. Pharsalische Felder.

1. Prolog. Erichtho.

Erichtho, eine thessalische Zauberin, welche Ovid in seinen Heroiden furienartig (furialis) genannt und nach der Erzählung des Dichters Lucanus in seinen „Pharsalia" am Tage vor der Schlacht Sextus Pompejus nach dem Schicksale seines Vaters gefragt hatte, eröffnet die classische Walpurgisnacht, jene gespenstische Versammlung, die nach Goethes dichterischer Erfindung alljährlich dem Tage der Schlacht bei Pharsalos vorhergeht. Die Zauberin ist schlecht zu sprechen auf die Dichter und auf die Eroberer: jene haben ihren Ruf verdorben und sie verhaßt gemacht, diese haben die Welt verdorben, da ihren Besitz aus Herrschsucht und Neid keiner dem andern gönnen wollte.

Soweit ihr Auge reicht, wogen die Zelte, wie sie es in erhabenen Trimetern beschreibt:

Als Nachgesicht der sorg- und grauenvollsten Nacht.
Wie oft schon wiederholt sich's! Wird sich immerfort
Ins Ewige wiederholen . . . Keiner gönnt das Reich
Dem Andern; dem gönnt's Keiner, der's mit Kraft erwarb
Und kräftig herrscht.

Dieser berufene Herrscher war Cäsar, der als Sieger in der pharsalischen Schlacht den Freiheitskranz des römischen Reichs zerriß und sich den Lorbeer um das Haupt schlang:

Hier aber ward ein großes Beispiel durchgekämpft:
Wie sich Gewalt Gewaltigerem entgegenstellt,
Der Freiheit holder, tausendblumiger Kranz zerreißt,
Der starre Lorbeer sich ums Haupt des Herrschers biegt.

Um die Lagerfeuer sammelt sich eine Legion hellenischer Sagenwelt und „alter Tage fabelhaft Gebild“. In naher Höhe erscheinen wie ein Meteor unsere Luftfahrer, das sind nicht Gespenster, sondern Menschen, die als solche die menschenscheue und nach ihrer eigenen Meinung auch menschenverhaßte Zauberin sogleich wittert und vor ihnen das Feld räumt.

2. Faust, Mephistopheles, Homunculus.

Während Mephistopheles die ihm völlig unbekannte Gegend neugierig mustert und der hastig fortschreitenden Erichtho nachspäht, mahnt ihn Homunculus, seinen Ritter vom Mantelfluge endlich auf den Erdboden niederzulassen:

> Laß sie schreiten! Setz' ihn nieder
> Deinen Ritter, und sogleich
> Kehret ihm das Leben wieder,
> Denn er sucht's im Fabelreich.

Und kaum hat Faust den Boden Griechenlands berührt, so erwacht er aus seiner tiefen und langen Ohnmacht und ruft, von dem Bilde der Helena noch träumerisch erfüllt: „Wo ist sie?" Er fühlt sich durch ein Wunder nach Griechenland versetzt; ist es nicht die Scholle, die sie bewohnt hat, so ist es doch die Luft, die ihre Sprache vernommen! Wie dem Riesen Antäus im Kampfe allemal, wenn er die Mutter Erde berührte, seine Körperkräfte bis zur Unbezwinglichkeit wuchsen, so fühlt Faust durch die Berührung mit dem Boden Griechenlands die volle Erweckung und Stärkung seiner geistigen Kräfte:

Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden, wo ich stand.
Wie mich, den Schläfer, frisch ein Geist durchglühte,
So steh' ich, ein Antäus an Gemüte.

Die Frage: „wo ist sie?" beantwortet Homunculus mit seinem klugen Rathe, daß Faust die gute Gelegenheit benützen und die Schatten der althellenischen Welt, die eben versammelt sind, ausfragen möge, wandernd von Feuer zu Feuer. Wer bei den Müttern war, sagt der wohlorientirte Homunculus, habe in der classischen Walpurgisnacht nichts zu fürchten.

Da ist „uralter Zeiten fabelhaft Gebild", in Ansehung sowohl der Bildung als der Bedeutung fortschreitend von Indien nach Aegypten und Griechenland: die goldbewachenden Greife, thierische Ungeheuer, zusammengesetzt aus Adler, Löwe und Wolf, die goldsammelnden Ameisen von colossaler Größe, die goldraubenden Arimaspen, bekannt aus der Dichtung (Arimaspeia) des Aristeas und ihrer Erwähnung im Prometheus des Aeschylus; dann folgen die Sphinxe ägyptischen Ursprungs und ägyptischer Heimath, auch noch Ungeheuer, zusammengesetzt aus der thierischen und

menschlichen Natur, Löwenleiber mit dem sinnenden Jungfrauenantlitz, endlich die Sirenen, homerischer Herkunft, Vögel mit Jungfrauenköpfen und bezauberndem Gesange.

Mephistopheles aber, der auch die Feuerchen durchwandert, fühlt sich hier ganz fremd, in der griechischen Mythologie giebt es keinen Platz und kein Plätzchen für den Teufel, der vom Blocksberge kommt; das Lüsterne lockt ihn, nicht das Nackte, die Gestalten der griechischen Mythologie sind nackt und lebensvoll, er aber ist ja von Grund aus ein Feind des Lebens. Kann er es nicht auf teuflische Art vernichten, so möchte er es wenigstens auf moderne und vatikanische Art überkleistern:

> Zwar sind auch wir von Herzen unanständig,
> Doch das Antike find' ich zu lebendig;
> Das müßte man mit neustem Sinn bemeistern
> Und mannichfaltig modisch überkleistern.
> Ein widrig Volk!

Er hat die Greifen gleich dadurch beleidigt, daß er sie für Greise gehalten und als solche angeredet hat. Die Greife haben ihre eigene Etymologie, nach welcher gleiche Anfangsconsonanten

gleiche sprachliche Abstammung bezeichnen, so daß zum Beispiel die Wörter „Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei“ bei den Greifen zu derselben Wortfamilie gehören müßten. Nun habe ihnen Mephistopheles eine Menge widerwärtiger Verwandter aufgehalst, wie „grau, grämlich, griesgram, greulich, Gräber, grimmig, etymologisch gleicher Weise stimmig“. Die vier ersten Buchstaben Grei lassen sie gelten, da sei kein Zweifel mehr, daß es sich um Greifen handelt:

Natürlich! Die Verwandtschaft ist erprobt,
Zwar oft gescholten, mehr jedoch gelobt.
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden ist meist Fortuna hold.

Was den Verkehr mit diesen Ungethümen noch erschwert, ist, daß sie die vornehme Unart haben zu schnarren. Als Mephistopheles wieder in ihre Nähe kommt, schnarrt der erste Greif: „Den mag ich nicht“, der zweite schnarrt noch stärker: „Was will uns der?“ Und beide zusammen: „Der Garstige gehöret nicht hierher“. Mit den Greifen hat es Mephistopheles verdorben.

Die Sphinxe sind weit erhabener und menschlicher, darum auch milder; sie schnarren nicht,

sondern sie tönen. Sie gönnen dem Mephistopheles zwar den Aufenthalt in ihrer Mitte, wissen aber sehr wohl, daß er sich hier nicht behaglich fühlen kann und bald machen wird, daß er davon kommt.

In den Sphinxen wohnt Weisheit, sie durchschauen den Mephistopheles bis auf den Grund, und da er von ihnen verlangt, ein Räthsel aufzugeben, sei es ein Sachräthsel oder ein Silbenräthsel (Charade), so machen sie aus ihm selbst ein Räthsel, das sie ihm aufgeben und er auflösen möge. Der Inhalt dieses Räthsels ist nicht der Mensch, — jenes uralte Räthsel hat Oedipus gelöst, — sondern Mephistopheles. Daß er in den englischen Moralitäten «old Iniquity» hieß, hören sie von ihm selbst. Von ihrem und unserem Dichter wissen sie, daß nach dem Prologe im Himmel Mephistopheles der Versucher ist, der den Knecht Gottes erprobt und ihm gleichsam als Fechtharnisch (Plastron) zur Uebung dient, zugleich ist er der Verführer, der den Gottlosen auf die Bahn des Lasters lockt, und in beiderlei Gestalt gereicht er dem Herrgott zur Ergötzung:

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe deines gleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.

Demgemäß macht die Sphinx ihr Räthsel, sie gestaltet es sogleich und dictirt es dem Mephistopheles in der würdigsten Form:

„Dem frommen Manne nöthig wie dem bösen,
„Dem ein Plastron, ascetisch zu rapiren,
„Cumpan dem andern, Tolles zu vollführen,
„Und beides nur, um Zeus zu amüsiren."

Die Räthsel, welche die Sphinx aufgiebt, sind Welträthsel, die zugleich gelöst und verkörpert werden:

Wir hauchen unsre Geistertöne
Und ihr verkörpert sie alsdann.

Bei den Sphinxen kann Mephistopheles nichts gewinnen als sich höchstens an ihrem Löwenfell wärmen. Nun wendet er sich zu den Sirenen, die ihn locken, während die Sphinxe ihn vor den garstigen Habichtskrallen warnen, die jene unter den Zweigen verbergen. Der Gesang der Sirenen ist ein wirklicher Zaubergesang, der Preis einer unschulds- und freudevollen Welt:

Weg! das Hassen, weg! das Neiden;
Sammeln wir die klarsten Freuden,

Unterm Himmel ausgestreut!
Auf dem Wasser, auf der Erde
Sei's die heiterste Gebärde,
Die man dem Willkommnen beut!

Aber dieser herrliche Sirenengesang macht dem Mephistopheles gar keinen Eindruck; im Gegentheil, es ist ihm eine unangenehme Trallerei:

Das Trallern ist bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen bringt es nicht.

Die Sphinx kennt den Mephistopheles besser als er sich selbst; er sollte nicht von seinem Herzen reden, da er keines hat:

Sprich nicht vom Herzen! Das ist eitel;
Ein lederner verschrumpfter Beutel,
Das paßt dir eher zu Gesicht.

Daß Goethen nach seinen Bekenntnissen der Gesang der Catalani nicht überwältigt, sondern sein Herz kalt gelassen habe, sollte man nicht, wie Loeper gethan hat[1], mit dieser Stelle vergleichen, als ob Goethe zur Catalani sich verhalten habe, wie Mephistopheles zu den Sirenen. Der Sinn unserer

---

[1] G. v. Loeper. Faust. II. Theil. S. 110 Anmerkg.

Stelle ist, daß Mephistopheles in der griechischen Mythologie sich überall abgestoßen findet, selbst von den Sirenen. Die Summe aller seiner Eindrücke, vom ersten bis zum letzten, heißt: „Ein widrig Volk!“

Nirgends in Goethes Fausttragödie tritt der Gegensatz zwischen Faust und Mephistopheles so einfach und drastisch zu Tage, als hier, wo wir sind, in der Art und Weise, wie in den pharsalischen Feldern jeder von beiden „uralter Zeiten fabelhaft Gebild“ auf sich wirken läßt. „Ein widrig Volk!“ ist der Gesammteindruck des Mephistopheles. Dagegen Faust:

> Wie wunderbar! Das Anschaun thut mir G'nüge,
> Im Widerwärtigen große, tüchtige Züge.
> Ich ahne schon ein günstiges Geschick:
> Wohin versetzt mich dieser ernste Blick?

Er hat die Sphinxe vor Augen: „Vor solchen hat einst Oedipus gestanden!“

Er blickt auf die Sirenen: „Vor solchen krümmte sich Ulyß in hänfnen Banden“. Vor den Ameisen: „Von solchen ward der höchste Schatz gespart“ und vor den Greifen: „Von diesen treu und ohne Fehl bewahrt“.

Alle diese Anschauungen heben und stärken sein Gemüth, die classische Walpurgisnacht wird ihm Glück bringen, er hegt das hoffnungsfreudigste Vertrauen:

Vom frischen Geiste fühl' ich mich durchdrungen,
Gestalten groß, groß die Erinnerungen.

Er wendet sich an die Sphinxe als Frauenbilder; die Frage, welche ihn einzig und allein interessirt, heißt immer: „Wo ist sie?" „Hat eins der Euren Helena gesehn?" Die Sphinxe können ihm keine Auskunft ertheilen, da sie nicht bis zu den Tagen der Helena hinaufreichen (welche Angabe freilich aller Chronologie und Aegyptologie widerstreitet, oder wollen die Sphinxe als Frauenbilder sich etwa gar jünger machen, als sie sind?), aber sie geben ihm den besten aller Rathschläge, er möge sich an den Chiron (Cheiron) wenden und halten:

Von Chiron könntest du's erfragen;
Der sprengt herum in dieser Geisternacht,
Wenn er dir steht, so hast du's weit gebracht.

Diesen Rath wird Faust befolgen und sich von den Sirenen trotz aller Versuchung so wenig bethören lassen als Ulysses.

Mittlerweile geräth Mephistopheles in das Thatengeräusch des Herkules: die Pfeile, welche die stymphalischen Vögel treffen sollen, zischen um ihn herum, die abgeschlagenen Köpfe der lernäischen Hydra umwirbeln ihn; dahinter erscheint ein Chor von Lamien, es sind nicht Vampyre, sondern, wie die Sphinxe sagen, „luftfeine Dirnen", nach denen Mephistopheles sich fortwährend umsieht. Es ist die einzige mythologische Erscheinung, die ihn interessirt. Diese Lamien gehören zum Satyrvolk. „Ein Bocksfuß darf dort alles wagen." Warum nicht auch ein Pferdefuß?

Er hat so oft nach den Lamien den Wendehals gemacht, daß die Sphinxe selbst, fast mitleidig, ihm rathen, ihre Bekanntschaft zu machen. Mephistopheles will es auch in aller Eile thun und alsbald zu den Sphinxen zurückkehren: „Ihr bleibt doch hier? daß ich euch wiederfinde".

Das mythologische Alterthum ist dem Mephistopheles so völlig fremd und unsympathisch, daß er darüber die Fähigkeit sich leicht zu orientiren ganz verloren hat und förmlich verdummt ist. Er hofft, daß die Sphinxe noch einige Augenblicke an ihrem Orte verweilen und ihm nicht davon laufen werden.

„Ihr bleibt doch hier? daß ich euch wiederfinde."[1]

Die Antwort der Sphinxe lautet:

Ja! Mische dich zum lustigen Gesinde.
Wir, von Aegypten her, sind längst gewohnt
Daß unsereins in tausend Jahre thront.
Und respectirt nur unsre Lage,
So regeln wir die Mond- und Sonnentage.
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht;
Ueberschwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Gesicht.

Faust ist an den Sirenen vorüber am Ufer des Peneios abwärts geschritten und befindet sich in einer herrlichen, durch Wasser- und Pflanzenfülle paradiesischen Gegend, wo ihn Nymphen begrüßen und festhalten möchten, um ihn einzuschläfern. Wir meinen den Zaubergesang der Töchter des Erlkönigs zu vernehmen:

---

[1] Nach Düntzer (Goethe, Faust, II. S. 144) wünscht Mephistopheles „aus Höflichkeit" die Sphinxe am selbigen Orte baldigst wiederzufinden. Die Antwort der Sphinxe, daß sie seit Jahrtausenden unbeweglich thronen, gilt dann wohl als ihre Gegenhöflichkeit! Solchen Erklärern bleibt der Witz und Humor der goetheschen Dichtung völlig verborgen.

Am besten geschäh' dir,
Du legtest dich nieder,
Erholtest im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genössest der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir säuseln, wir rieseln,
Wir flüstern dir zu.

Er hat das traumartige Gefühl, hier schon einmal gewesen zu sein, hier die Leda im Bade und ihre Vermählung mit dem göttlichen Schwan geschaut zu haben, woraus die Helena hervorging. Solche Traumgesichte hatte er in tiefster Ohnmacht; Homunculus hat sie erkannt und verkündet. Jetzt träumt er nicht, er wacht:

Ich wache ja! O, laßt sie walten
Die unvergleichlichen Gestalten,
Wie sie dorthin mein Auge schickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warst du so beglückt.

Mit wachen Sinnen glaubt er jetzt seinen Traum zu erleben; die Wellen des Peneios hat er vor Augen, die Quellen, die sich von allen Seiten in den Strom ergießen und sich im reinlich hellen, „Zum Bade flach vertieften Raum" vereinigen, im

Geiste sieht er, gesellig und fröhlich badende Frauen; die mythologischen Gestalten in seiner Phantasie verkörpern sich vor seinen Augen:

> Doch immer weiter strebt mein Sinn.
> Mein Blick dringt scharf nach jener Hülle,
> Das reiche Laub der grünen Fülle
> Verbirgt die hohe Königin.

Auch die Schwäne erscheinen, darunter der göttliche; die wirkliche Erscheinung könnte nicht herrlicher sein als die dichterische:

> Wundersam! Auch Schwäne kommen
> Aus den Buchten hergeschwommen,
> Majestätisch rein bewegt.
> Ruhig schwebend, zart gesellig,
> Aber stolz und selbstgefällig
> Wie sich Haupt und Schnabel regt.
> Einer aber scheint vor allen
> Brüstend kühn sich zu gefallen,
> Segelnd rasch durch alle fort;
> Sein Gefieder bläht sich schwellend,
> Welle selbst, auf Wogen wellend,
> Dringt er zu dem heiligen Ort . . .[1]
> u. s. f.

Wiederum schaut er in träumerischen Gesichten

[1] Vgl. die Schilderung des Homunculus mit der gegenwärtigen des Faust. S. oben Cap. IV. S. 98.

die Vermählung der Leda mit dem Schwan, den Ursprung der Helena; da kommt von den Nymphen her die willkommenste aller Nachrichten: sie hören Rosseshufe erschallen und horchen, wer der nächtliche Bote sei und was er bringe. Das ist Chiron! ruft Faust in freudigster Gewißheit; er möge seine Schritte bezähmen und ihn anhören oder, wenn er nicht rasten wolle, ihn mitnehmen. Diese Bitte erfüllt Chiron:

> Sitz auf! so kann ich nach Belieben fragen:
> Wohin des Wegs? Du stehst am Ufer hier,
> Ich bin bereit, dich durch den Fluß zu tragen.

„Wohin du willst", sagt Faust, „für ewig dank' ich's dir."

3. Faust und Chiron. Die Manto.

Chiron, der Sohn des Kronos und der Philyra, heißt der gerechteste aller Kentauren, denn er war der Erzieher und Lehrer nicht bloß eines Halbgottes wie des Asklepios, sondern auch der größten Heroen, der Führer des Argonautenzuges und des trojanischen Krieges, wie des Jason und des Achilleus. Von Natur Kentaur, Gemisch von Roß und Mensch, hat er seine angeborene Wildheit der-

gestalt zu mäßigen und zu bezähmen, zu überwinden und zu verklären gewußt, daß er in der Gerechtigkeit und Weisheit, in der Heilkunde und Musik, in der Gymnastik und Weissagungskunst ein Erzieher und Lehrer, heroischen Naturen in der Lebensführung ein Leiter und Vorbild sein konnte. Chiron, der weiseste und gerechteste der Kentauren, wie Sokrates der weiseste und gerechteste der Menschen! Unter den historischen Charakteren ist keiner, mit dem Chiron in Ansehung seiner Selbstbemeisterung und Erziehungskunst so vergleichbar wäre als Sokrates.

Er wäre nicht, was er ist, wenn er es gern hörte, daß man ihn als Heroenerzieher, als wohlthätigen kräuterkundigen Arzt lobt und preist, was Faust sogleich aus vollem Herzen thut; Chiron kennt die Ohnmacht aller Erziehungskunst; je stärker die Charaktere der Zöglinge sind, um so weniger sind sie zu ändern:

> Selbst Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
> Am Ende treiben sie's nach ihrer Weise fort,
> Als wenn sie nicht erzogen wären.

Und was seine ärztlichen Künste betrifft, so hat er sie zwar in Kampf und Schlacht gerne aus-

geübt, im Frieden aber „Den Wurzelweibern und den Pfaffen" überlassen. Das Scheinlob, um der Eitelkeit eines Volks oder eines Fürsten zu schmeicheln, verträgt sich nicht mit der Würde eines großen Mannes, und Chiron hat den Faust mit allen seinen Lobreden schon im Verdacht, ein solcher Volks- und Fürstenschmeichler zu sein.

Da wendet sich Faust mit einer Frage an Chiron, die alle übrigen in sich schließt, welche das Thema ihres Gesprächs bilden: „Du hast die Größten deiner Zeit gesehn". Wer war der größte?

> Doch unter den heroischen Gestalten
> Wen hast du für den Tüchtigsten gehalten?

Von den Argonauten ist schon die Rede gewesen. Chiron rühmt die Einmüthigkeit des Unternehmens und kennzeichnet mit ein paar Zügen die Helden im Einzelnen: die Thätigkeit der Dioskuren, der Boreaden und des Jason, den Orpheus, Lynkeus den Steuermann u. s. f. In der Harmonie des Ganzen habe der Sieg gelegen:

> Gesellig nur läßt sich Gefahr erproben,
> Wenn einer wirkt, die andern alle loben.

Das Ideal des Chiron ist Hercules, von dem er erst redet, wie Faust nach ihm fragt. Den

Phöbus, Ares, Hermes und wie die geborenen Götter alle heißen, habe er nie gesehen,

> „Da sah ich mir vor Augen stehn,
> Was alle Menschen göttlich preisen."

Durch seine Thaten und Werke habe sich Hercules emporgekämpft und emporgerungen vom Knecht zum Gott:

> Den zweiten zeugt nicht Gäa wieder,
> Nicht führt ihn Hebe himmelein;
> Vergebens mühen sich die Lieder,
> Vergebens quälen sie den Stein.

Das ist der Mann des Chiron, und nichts charakterisirt ihn selbst besser als seine Bewunderung des Hercules, die Art und Motive seiner Bewunderung. Für den Faust aber giebt es keinen Uebergang, der leichter und gelegener wäre, um auf sein eigenstes Thema zu kommen: „Vom schönsten Mann hast du gesprochen, nun sprich auch von der schönsten Frau!"

Auch in Sachen der Frauenschönheit behauptet Chiron seinen eigenen Sinn und Geschmack. Es sind nicht die starren, junonischen, imposanten Schönheiten, die ihm gefallen, sondern die frohen, lebenslustigen, anmuthigen; er hat sein Beispiel gleich bei der Hand:

Die Schöne bleibt sich selber selig;
Die Anmuth macht unwiderstehlich,
Wie Helena, da ich sie trug.

„Du trugst sie?" ruft Faust in freudigster Ueberraschung, derselbe Nacken, der ihn jetzt trägt, hat einst Helena getragen! Die Erzählung der Begebenheit ist reizend. Helena, noch Kind, war von den Dioskuren, ihren Brüdern, aus Räuberhand gerettet, von Chiron getragen, aber von den Räubern verfolgt worden, und in den Sümpfen bei Eleusis geriethen sie ins Gedränge:

Die Brüder wateten, ich patschte, schwamm hinüber;
Da sprang sie ab und streichelte
Die feuchte Mähne, schmeichelte
Und dankte lieblich=klug und selbstbewußt.
Wie war sie reizend! jung, des Alten Lust!

Wie alt sie damals war, ob sieben oder zehn Jahre, ist und bleibt unberechenbar; sie ist, wie Chiron treffend sagt, eine mythologische Frau und gehört als solche in das Reich der Dichtung:

Nie wird sie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Gestalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Helena ist zeitlos: das ist Fausts Trost und Hoff=

nung. Es heißt, daß Achilleus aus der Unterwelt emporgestiegen sei und (nicht in Pherä in Thessalien, wie an unserer Stelle gesagt wird, sondern) auf der Insel Leuke im Pontus Euxinos mit der Helena sich vermählt und einen Sohn Euphorion gezeugt habe:

> Und sollt' ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt,
> In's Leben ziehn die einzigste Gestalt?
> Das ewige Wesen, Göttern ebenbürtig,
> So groß als zart, so hehr als liebenswürdig?
> Du sahst sie einst, heut hab' ich sie gesehn,
> So schön wie reizend, wie ersehnt so schön.
> Nun ist mein Sinn, mein Wesen streng umfangen,
> Ich lebe nicht, kann ich sie nicht erlangen.

Nach dieser Herzensergießung hält Chiron den Faust zwar für einen entzückten Menschen, aber zugleich für einen verrückten Kopf, der schleunigsten Heilung bedürftig. Da treffe es sich sehr gut, daß er nach alter Gewohnheit in dieser Nacht bei der Priesterin Manto vorzusprechen pflege, der Tochter des Asklepios, welche die Kranken in ihre Obhut nehme und ihren Vater anflehe, daß er den Sinn der Aerzte bessern möge, damit sie ihre Patienten nicht mehr todtschlagen. Sie ist, sagt Chiron:

Die liebste mir aus der Sibyllengilde;
Nicht fratzenhaft bewegt, wohlthätig milde;
Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.

Das Ziel ist schon erreicht, sie sind auf dem Schlachtfelde von Pydna, wo hundertzwanzig Jahre vor der Schlacht bei Pharsalus das macedonische Reich unter seinem Könige Perseus den Römern erlag (168 v. Chr.). Chiron läßt den Faust absteigen und zeigt ihm die Gegend:

Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich, das sich im Sand verliert;
Der König flieht, der Bürger triumphirt.
Blick' auf! hier steht, bedeutend nah,
Im Mondenschein der ewige Tempel da.

Hier wohnt die Priesterin Manto. Sie hat den Schall von Rosseshufen gehört und heißt den schon erwarteten Gast willkommen; ihr Gruß gilt auch dem Faust. Mit wahrsagendem Geist hat sie beide Ankömmlinge erkannt und ausgerufen: „Halbgötter!" Den Faust empfiehlt ihr Chiron zu asklepischer Kur, deren er werth sei, er sei von Sinnen: „Helenen, mit verrückten Sinnen, Helenen will er sich gewinnen!"

Halbgötter sind nicht verrückt, aber in ihren Bestrebungen erhaben über alle gangbaren und planen Möglichkeiten. Das sieht die gleichgesinnte Priesterin mit Wohlgefallen:

> Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.
> Tritt ein, Verwegner, sollst dich freuen;
> Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
> In des Olympus hohlem Fuß
> Lauscht sie geheim verbotnem Gruß.
> Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt,
> Benutz' es besser, frisch! beherzt![1]

[1] Zur Erleuchtung dieses erhabenen und bedeutungsvollen Wortes der Manto dient ein Ausspruch Goethes in der Sammlung seiner „Betrachtungen", welche die Herausgeber „Sprüche in Prosa" genannt haben. (Werke. Hempel. XIX. Theil.) Der 345. Spruch lautet: „In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandtniß, treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann." Dies war auch der Grund jener poetischen Bewunderung, welche Goethe vor Napoleon empfand. Gleich der folgende Spruch 346 lautet: „Napoleon, der ganz in der Idee lebte" u. s. f. Napoleon wollte die Weltherrschaft, wie Faust die Helena. „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt", sagte Manto von Faust; dasselbe aus demselben Grunde sagte Goethe von Napoleon. Mit Recht hat G. v. Loeper an unserer Stelle

Mit dem Eingange des Faust in die Unterwelt, welchen Manto ihm eröffnet, endet für uns sein Drama in der classischen Walpurgisnacht; die Wünsche der Manto werden sich erfüllen: er wird das Glück des Orpheus haben und nichts davon einbüßen.

II. Vulcanismus und Neptunismus.

1. Seismos.

Wir sind wieder am oberen Peneios, wo wir die Greife und die Ameisen, die Sphinxe und die Sirenen, zuletzt den Mephistopheles mitten unter den Lamien verlassen hatten. Plötzlich entsteht durch ein Erdbeben (σεισμός), welches der Dichter als einen Gott erscheinen läßt, vor unseren Augen ein Berg, in dem sich auch Goldadern finden, so daß die Ameisen etwas zu sammeln, die Greife etwas zu bewachen haben,

---

auf jenen 345. Spruch Goethes hingewiesen (Faust. II. S. 124). Der Ausspruch der Manto und Goethes Prosaspruch 345 liegen dem Sinn und wohl auch der Zeit nach dicht bei einander.

auch die Bergmännchen, die Pygmäen und Daktylen (Fäustlinge und Fingerlinge) als Goldgräber nicht ausbleiben. Als die Feinde der Pygmäen werden die Reiher, als die Rächer der Reiher die Kraniche erscheinen. So entsteht eine neue Reihe dramatischer Begebenheiten, die mit dem eigentlichen Thema der classischen Walpurgisnacht nichts zu thun haben und nur den Faden der letzteren verlängern.

Indessen liegen diesen Darstellungen noch tiefere Motive von seiten des Dichters zu Grunde, nämlich seine geologischen Grundanschauungen, nach welchen die feste Erde aus dem flüssigen Urzustande sich regel- und gesetzmäßig in einer Reihen- und Zeitfolge von Schichten oder Lagerungen entwickelt habe, deren Basis, also das Ur- und Grundgebirge, der Granit war; wogegen Eruptionen und Eruptivmassen aus feuerflüssigen Stoffen im Innern der Erde Spätbildungen seien von vereinzelter und oberflächlicher Art.

Die Lehre von der Entstehung und Ausbildung der Erde aus dem Wasser heißt nach dem mythologischen Meeresgott Neptunismus, die Lehre von den Eruptionen und Eruptivgesteinen nach

dem mythologischen Feuergotte Vulcanismus. Der Begründer des Neptunismus und der wissenschaftlichen Geognosie überhaupt war Abr. Gottl. Werner in Freiberg in Sachsen (1750—1817). Von dieser Lehre wurde Goethe ergriffen und blieb ihr leidenschaftlicher Anhänger. Der geographische Umfang der geologischen Kenntnisse und Forschungen Goethes war gering, ihr Ausgangspunkt war der Ilmenauer Bergbau (1776), sie erstreckten sich auf den thüringer Wald, das sächsische Erzgebirge, den Harz und das Fichtelgebirge, dann besonders auf die böhmischen Berge bei Eger, Karlsbad und Marienbad. — Aus der Schule Werners sind zwei der berühmtesten Naturforscher und Geologen hervorgegangen, Alexander von Humboldt (1769—1859) und Leopold von Buch (1774 bis 1853), der größte Geologe des 19. Jahrhunderts, beide haben durch ihre Reisen den Umfang der Kenntnisse von den Gebirgen der Erde außerordentlich erweitert und durch ihre Nachweisungen von dem vulcanischen Ursprung gewisser Gebirge und Gesteine der alleinigen Herrschaft des Neptunismus zu Goethes leidenschaftlichstem Verdrusse ein Ende gemacht. Humboldts Schriftchen „Ueber den Bau

und die Wirkungsart der Vulcane in den verschiedenen Erdstrichen" (Berlin 1823) hatte Goethe vom Verfasser erhalten und darüber in seinen Heften „Zur Naturwissenschaft und Morphologie" berichtet. In seinen „Geologischen Problemen und Versuch ihrer Auflösung" sagt Goethe: „Die Sache mag sein, wie sie will, so muß geschrieben stehen, daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche!" Die Lehre von den Erdrevolutionen und Katastrophen war ihm ein Gräuel. „Nun aber lese ich in den neuesten französischen Tagesblättern, daß dieses Heben und Schieben nicht auf einmal, sondern in vier Epochen geschehe. Voraus wird gesetzt, daß unter dem alten Meere alles ruhig und ordentlich zugegangen, daß aber zuerst der Jurakalk und die ältesten Versteinerungen in die Höhe gehoben worden, nach einiger Zeit dann das sächsisch-böhmische Erzgebirge, die Pyrenäen und Apenninen sich erhoben haben, sodann aber zum dritten- und letztenmale die höchsten Berge Savoyens und also der Mont Blanc hervorgetreten seien. Dieses von Herrn Elie de Beaumont vorgetragene System wird am 28. October 1829 der französischen

Akademie zu beifälliger Aufnahme und Förderung bestens empfohlen. Ich aber leugne nicht, daß es mir gerade vorkommt, als wenn ein christlicher Bischof einige Wedams[1] für kanonische Bücher erklären wollte."[2]

Wie Goethe in der Farbenlehre zum Newtonschen Weiß, so verhielt er sich in der Geologie zum Vulcanismus. Gegen jenes machte er sich Luft in beißenden Epigrammen[3], gegen diesen durch eine beißende Satire im zweiten Theile seines Faust, in der classischen Walpurgisnacht an der Stelle, wo wir sind, d. i. die Scenenreihe am oberen Peneios, welche unmittelbar dem Gange Fausts zur Persephoneia nachfolgt. Man kann diese ganze Scenenreihe, die mehr als ein halbes tausend Verse umfaßt (XV, V. 7495 bis 8033, Loeper V. 930—1468) in ihren Motiven und deren Verzweigung nur verstehen, wenn man sie als ein satirisches Drama auffaßt, dessen Mittelpunkt und Zielscheibe der Vulcanismus ist oder,

[1] Veda. — [2] Goethes Werke. Theil Naturwissenschaftliche Schriften. Herausg. von Rudolf Steiner. (Spemann.) Bd. II. S. 268 flgd., S. 310, S. 313. — [3] Meine Geschichte der neuern Philosophie. Bd. IX. Schopenhauer. (2. verm. Aufl.) Buch II. Cap. III. S. 198 ff.

um die Sache gleich so concret zu nehmen, wie der Dichter sie gestaltet hat, der Berg, den das Erdbeben, die unterirdische Polterkammer, aus sich hervorgetrieben, der Gott Seismos plötzlich aufgethürmt hat, um den sich alle Personen und Begebenheiten unseres satirischen Dramas, wie schon oben angedeutet, gruppiren: die Greise und die Ameisen, die Sphinxe und die Sirenen, die Pygmäen und Daktylen, die Reiher und Kraniche, Mephistopheles und die Lamien, zuletzt auch Homunculus und die beiden Philosophen Thales und Anaxagoras.

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint alles im Zusammenhang, ist jedes Wort verständlich und thut seine Wirkung. Ob nun ein solches satirisches Drama, wodurch der Dichter von einem leidenschaftlichen Verdruß in dem Gebiete seiner geologischen Anschauungen sich zu befreien und zu erheitern gesucht hat, in den zweiten Theil seines Faust und in die classische Walpurgisnacht gehört, mit deren Thema und Zweck der Neptunismus und Vulcanismus gar nichts gemein hat: das ist eine andere, wohl aufzuwerfende und zu verneinende Frage.

Die Sirenen, voll neptunistischen Eifers, preisen die heilbringende Macht des Wassers und sehnen sich nach dem Meere, wo die classische Walpurgisnacht durch ein herrliches Fest gefeiert und zu Ende geführt werden soll:

Ohne Wasser ist kein Heil!
Führen wir mit hellem Heere
Eilig zum Aegäischen Meere,
Würd' uns jede Lust zu Theil.

Wie im Fluge schwimmen sie den Peneios abwärts und fühlen sich plötzlich gehemmt und zurückgescheucht durch ein Erdbeben, welches die Wellen zurücktreibt und einen Berg aufwirbelt.

Der Dichter personificirt das Erdbeben und stellt es dar als einen Gott (Σεισμός), der in der Tiefe brummt und poltert, er ist unter allen Göttern der gemeinste, der drängende, schiebende, hebende Lastträger:

Einmal noch mit Kraft geschoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Der Gott Seismos will keineswegs nur vereinzelte Spätbildungen hervorgebracht haben, son-

dern im Hinblick auf alle die prachtvollen Gebirge der Welt preist er sich als den Werkmeister:

Und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt,
Wie wäre diese Welt so schön?
Wie ständen eure Berge droben
In prächtig-reinem Aetherblau,
Hätt' ich sie nicht hervorgeschoben
Zu malerisch-entzückter Schau!

Er rechnet sich zu den Titanen, den Urahnen der Götter, den Söhnen des Uranos und der Gäa, welche die Berge aufeinander gethürmt, mit dem Pelion und Ossa Ball gespielt, beide dem Parnaß als Doppelgipfel aufgesetzt und dem Jupiter seinen Thron errichtet haben:

Als, angesichts der höchsten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich stark betrug
Und, in Gesellschaft von Titanen,
Mit Pelion und Ossa als mit Ballen schlug.

Aber die Sphinxe weichen nicht, sie sympathisiren mit dem Dichter und empfinden das unterirdische Poltern ganz wie dieser:

Welch unleiblicher Verdruß!
Doch wir ändern nicht die Stelle,
Bräche los die ganze Hölle.

Die Sphinxe sind alt und erkennen in Seismos sogleich den alten, spectakelmachenden Architekten wieder, der einst die Insel Delos gebaut hatte, als die Leto kam, um dort den Apollon und die Artemis zu gebären:

Er, mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme straff, gekrümmt den Rücken,
Wie ein Atlas an Gebärde,
Hebt er Boden, Rasen, Erde,
Kies und Gries und Sand und Letten,
u. s. f.

Dieser Baumeister ist zugleich ein Lastträger und sieht in seiner Arbeit aus wie ein ungeheurer Tragpfeiler:

Colossale Karyatide;
Trägt ein furchtbar Steingerüste,
Noch im Boden bis zur Büste;
Weiter aber soll's nicht kommen,
Sphinxe haben Platz genommen.

Die Sphinxe sind uralt, und das soeben entstandene Werk des Seismos ist ein Neuling, so alt es aussieht, ein Parvenu unter den Bergen. Wenn die Sphinxe ihr Gesicht verziehen könnten, so würden sie lachen:

Uralt, müßte man gestehen,
Sei das hier Emporgebürgte,

Hätten wir nicht selbst gesehen
Wie sich's aus dem Boden würgte.
Gebuschter Wald verbreitet sich hinan,
Noch drängt sich Fels auf Fels bewegt heran;
u. s. f.

2. Die Pygmäen und die Reiher. Die Kraniche und die Pygmäen.

In dem Parvenu von Berg befinden sich Goldadern, die uns anmuthen wie die Pygmäen:

Haben wirklich Platz genommen,
Wissen nicht, wie es geschah.
Fraget nicht, woher wir kommen,
Denn wir sind nun einmal da!

Das Gold erregt sogleich die Aufmerksamkeit der Greife und des Chors der Ameisen, es lockt die Pygmäen und Daktyle (Fäustlinge und Fingerlinge), die Pygmäen bewaffnen sich gegen die Reiher, um deren Helmbüsche zu erbeuten, die Reiher werden getödtet; die Kraniche eilen herbei, um sie zu rächen, die rächenden Kraniche, die des Ibykus:

Alle sind sie schon ertödtet,
See von ihrem Blut geröthet;
Mißgestaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht sie doch schon auf dem Helme

Dieser Fettbauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genossen unsres Heeres,
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In so nahverwandter Sache;
Keiner spare Kraft und Blut,
Ewige Feindschaft dieser Brut!

3. Mephistopheles und die Lamien (Empusa).

Wir hatten den Mephistopheles mitten unter den Lamien verlassen, wie er noch eben die Sphinxe gebeten hatte, etwas auf ihrem Platze sitzen zu bleiben und seine baldige Rückkehr zu erwarten; jetzt ist zwischen ihm und den Sphinxen plötzlich ein Berg entstanden, und er ist, wie es ihm auf hellenischem Boden schon öfter ergangen, wieder einmal vollkommen desorientirt. Er wird wie von Heimweh nach dem Brocken ergriffen, wo alles an seinem Platz bleibt, der Ilsenstein und die Heinrichshöh, die Schnarcher und Elend. Jetzt sucht er sich mit den Lamien zu trösten, die vor ihm hergaukeln und zu ihrem großen Ergötzen sehen, wie er ihnen nachläuft oder vielmehr mit seinem Pferdefuß nachstolpert; er fühlt sich im Banne der Lamien, zugleich betrogen und gereizt,

von ihrer völligen Nichtswürdigkeit überzeugt, von ihren Reizen unwiderstehlich gelockt:

> Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts,
> Geschnürten Leibs, geschminkten Angesichts.
> Nichts haben sie Gesundes zu erwidern,
> Wo man sie anfaßt, morsch in allen Gliedern.
> Man weiß, man sieht's, man kann es greifen,
> Und dennoch tanzt man, wenn die Luder pfeifen![1]

Die Lamien haben ihn behext. Jetzt erst ist ihm wohl und behaglich in ihrer Mitte, er ist in seinem Element, in seinem Lebenskreise, der Teufel, um den sich die Hexen schaaren:

> Denn wenn es keine Hexen gäbe,
> Wer Teufel möchte Teufel sein!

Da naht sich die Häßlichste von allen, die Empusa (Ἔμπουσα), die Einfuß, eine Tochter der Hekate, und beruft sich auf ihre Verwandtschaft mit Mephistopheles, sie hat den Eselsfuß, er den Pferdefuß:

> Begrüßt von Mühmichen Empuse,
> Der Trauten mit dem Eselsfuße;
> Du hast nur einen Pferdefuß,
> Und doch, Herr Vetter, schönsten Gruß!

[1] Diese Stelle ist Molières École des femmes, V, 4 nachgebildet.

Hexen und Hexenwesen findet sich überall. Mephistopheles ist in der angenehmsten Weise enttäuscht; er hatte geglaubt, in Griechenland nur Unbekanntes und Fremdes anzutreffen, und jetzt ist er unter lauter Anverwandten. Es bestätigt sich, was in einem Hexenbuche zu lesen stand:

> Es ist ein altes Buch zu blättern:
> Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Indessen hat die Hexenverwandtschaft ihre Grenzen, welche die Empusa überschreitet, da sie zum Eselsfuße sich auch den Eselskopf aufsetzt. Den Esel will Mephistopheles nicht mitspielen, auch nicht als Vetter:

> Doch mag sich, was auch will, eräugnen,
> Den Eselskopf möcht' ich verleugnen.

Nun wollen mit der Empusa, der Häßlichen, „Garstigen", Eselsfüßigen und Eselsköpfigen auch die anderen Lamien nichts mehr gemein haben; Mephistopheles soll zugreifen und sich eine erhaschen, nicht so umherstolziren und großthun:

> Was soll das lüsterne Geleier?
> Du bist ein miserabler Freier,
> Stolzirst einher und thust so groß!

Lauter Metamorphosen! Sie verwandeln sich alle! Er wählt sich die schönste und hat einen

„dürren Besen", eine zweite und erblickt ein „schmähliches Gesicht", die Kleine, die ihm „als Lacerte" entschlüpft, „die Lange" und er packt „eine Thyrsusstange, den Pinienapfel als den Kopf". Zuletzt ergreift er „eine Dicke", „recht quammig, quappig", wie es die Orientalen lieben, diese aber verwandelt sich in einen Pilz, einen Bovist, der entzwei platzt; die übrigen alle verwandeln sich in Fledermäuse, die ihn umschwirren.

Die Täuschung herrscht, worüber Mephistopheles sich eigentlich nicht beklagen und wogegen er nichts einwenden darf, denn er selbst lebt vom und im Reiche der Täuschung; er läßt sich dieselbe auch gern gefallen, wenn nur die angenehme Täuschung etwas länger dauern, der Eintritt der sehr unangenehmen Enttäuschung etwas länger zögern und nicht gleich auf der Stelle den Genuß zerstören wollte:

> Ich griff nach holden Maskenzügen
> Und faßte Wesen, daß mich's schauerte . . .
> Ich möchte gerne mich betrügen,
> Wenn es nur länger dauerte.

Mit seinem galanten Chore scherzend und von ihm genarrt, ist Mephistopheles immer weiter von

den Sphinxen abgekommen, plötzlich ist ihm der Rückweg gesperrt, Geröll liegt zwischen beiden, ein Berg ist durch Hexenzauber entstanden, die thessalischen Hexen sind mächtiger als die nordischen:

Das heiß' ich frischen Hexenritt,
Die bringen ihren Blocksberg mit.

Vom nahen „Naturfels“ ruft ihm die Oreas zu, daß er nicht über den neu entstandenen Berg, dieses „Gebild des Wahns“ klettern, sondern durch ihre alten und schroffen Felsensteige wandern solle: „Schon stand ich unerschüttert so, als über mich Pompejus floh“. Er sieht am Saume des alten und lichten Eichwaldes eine leuchtende Erscheinung und vermuthet sogleich, daß es der Homunculus ist, dem wir nach seiner Ankunft in hellenischen Landen hier zum erstenmal wieder begegnen, und auf den wir alsbald wieder zurückkommen werden, nachdem wir die Laufbahn des Mephistopheles in der classischen Walpurgisnacht bis zu ihrem Endpunkte verfolgt haben.

4. Mephistopheles als Phorkyas.

Wir sind diesem Ziele ganz nah. In einer Höhle erblickt Mephistopheles die Urbilder aller Häßlichkeit: es sind die Gräen (γραῖαι), alte,

grauhaarig geborene Weiber, die Schwestern der Gorgonen, die Töchter des Phorkys und der Keto (Pephredo, Deino und Enyo), dieses Dreigethüm, wie es Mephistopheles nennt, hat zusammen nur ein Auge und einen Zahn, es ist die Häßlichkeit in der allerhöchsten Potenz. Dieser Triumph der Scheußlichkeit gebührt nicht der nordischen, sondern der classischen Welt:

> Wird man die urverworfnen Sünden
> Im mindesten noch häßlich finden,
> Wenn man dies Dreigethüm erblickt?
> Wir litten sie nicht auf den Schwellen
> Der grauenvollsten unsrer Höllen.
> Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
> Das wird mit Ruhm antik genannt.

Zu dieser Familie der Urhäßlichkeit will Mephistopheles gehören, auch durch äußere Familienähnlichkeit. Auf ihren Rath und Wunsch entlehnt er ihr Profil, indem er ein Auge zudrückt und nur einen seiner Zähne sehen läßt.

Die Gräen triumphiren über ihren Gewinn an Schönheit:

> Im neuen Drei der Schwestern, welche Schöne!
> Wir haben zwei der Augen, zwei der Zähne.

Mephistopheles triumphirt über seinen Gewinn an Häßlichkeit, er sieht scheußlich aus:

Da steh ich schon,
Des Chaos vielgeliebter Sohn!
Vor aller Augen muß ich mich verstecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erschrecken.

Die Gräen heißen nach ihrer Herkunft Phorkiden, Goethe nennt sie Porkyaden.

In der Gestalt der Phorkyas werden wir dem Mephistopheles in dem nächsten Act unserer Tragödie wieder begegnen, wo er als Schaffnerin im Palaste des Menelaos zu Sparta die Ankunft der Helena zu erwarten, und deren Flucht zum Faust in das Werk zu setzen hat.

5. Das Problem des Homunculus. Zwei Naturphilosophen.

Wir kehren zum Homunculus zurück, um auch seinen Weg in der classischen Walpurgisnacht bis zum Ende zu verfolgen. Es ist das Ende der classischen Walpurgisnacht selbst. Von seiner Aufgabe und Bedeutung im zweiten Theile des Goetheschen Faust haben wir gehandelt.[1] Der Dichter hatte in der Ein- und Ausführung dieser Figur zwei große Schwierigkeiten zu lösen; die erste lag in der Frage: wie ist der Homunculus zu Wege zu

[1] Vgl. oben Cap. IV. S. 94 u. ff.

bringen? die zweite in der Frage: wie ist er wieder wegzubringen? Die erste Frage heißt: Wie stelle ich ihn her? Die zweite: Wie werde ich ihn los? Den Homunculus selbst braucht die erste Frage nicht zu bekümmern, wohl aber die zweite. Von seiner Seite genommen heißt sie: Wie werde ich mich los? Wie werde ich aus einem künstlichen Geschöpf ein wirkliches? Als er dem Väterchen Wagner für seine gelehrten Entzifferungen den vorzüglichen Rath gab: „Das Was bedenke, mehr bedenke Wie!" hatte er hinzugefügt:

> Indessen ich ein Stückchen Welt durchwandre,
> Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das I.

Dieses Tüpfchen macht den Homunculus zum Ich, zu einem selbständigen natürlichen Wesen, das nicht mehr im Glase steckt, wie der Vogel in den Eierschalen. Daher die Antwort, welche er dem Mephistopheles giebt, als dieser ihn im Gebüsch an jenem Waldessaum leuchten sieht und fragt: „Woher des Wegs, du Kleingeselle?" Homunculus sagt:

> Ich schwebe so von Stell' zu Stelle
> Und möchte gern im besten Sinn entstehn,
> Voll Ungeduld mein Glas entzwei zu schlagen.

Nichts kann den Homunculus so sehr interessiren als Natur und naturgemäße Entstehung; es ist seine eigenste Sache, sein eigenstes Problem. Da hört er plötzlich Philosophen mit einander reden, es sind griechische Naturphilosophen, ihr drittes Wort ist „Natur“ und „Entstehung aller Dinge“. Es sind zwei Philosophen, beide sind Naturphilosophen, aber von entgegengesetzter Richtung: der eine ist Neptunist, der andere Vulcanist; dieser ist Anaxagoras, jener ist Thales, der Vater der griechischen Philosophie. Anaxagoras ist zwar nicht durch seinen Vulcanismus, sondern durch seinen Dualismus, d. h. die Lehre von dem Gegensatze zwischen Vernunft und Stoff, Geist und Materie ein großer und weltberühmter Philosoph geworden, aber er soll, wie eine fabelhafte Erzählung berichtet, den Fall eines Meteorsteines prophezeit haben, während Thales bekanntlich in Wahrheit eine Sonnenfinsterniß vorhergesagt hat (585 vor Chr.). Mit größter Spannung lauscht Homunculus den Reden beider Philosophen über Natur und Entstehung der Dinge:

Zwei Philosophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!

Von diesen will ich mich nicht trennen,
Sie müssen doch das irdische Wesen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende,
Wohin ich mich am allerklügsten wende.

Mephistopheles spottet der Philosophen, die unter den Gespenstern stets willkommen sind und sich vermehren, indem sie mit ihren gespenstischen Vorstellungsweisen immer Anhang finden, d. h. Schule machen:

Damit man seiner Kunst und Gunst sich freue,
Erschafft er gleich ein Dutzend neue.

Dem Homunculus aber giebt er den vortrefflichen Rath, nicht auf andere zu hören, sondern auf eigene Faust zu handeln:

Wenn du nicht irrst, kommst du nicht zu Verstand!
Willst du entstehn, entsteh auf eigne Hand!

Das ist das Allerklügste. Indessen will Homunculus doch den Rath der Philosophen nicht verschmähen und setzt seinen Weg fort, indem er zwischen beiden wandelt und ihrem Streite zuhört. Der Dichter behandelt und verspottet den Anaxagoras als einen maßlosen Vulcanisten; er läßt ihn dem Thales gegenüber auf den vulcanischen, in dieser Nacht entstandenen Berg hinweisen, ein

Product, welches das Wasser mit allem seinem Schlamm in so kurzer Zeit zu erzeugen völlig unvermögend sei; er läßt ihn durch feierliche Zaubersprüche und Anrufung der Hekate den Mond herunterzaubern; dieser läßt aus seinem breiten, rothen, drohenden Angesicht, das ganz in der Nähe erscheint, zum Erstaunen des Homunculus einen Meteorstein mitten in den vulcanischen Berg hineinfallen, der aus der Kuppe einen Kegel macht:

> Schaut hin nach der Pygmäen Sitz,
> Der Berg war rund, jetzt ist er spitz.
> Ich spürt' ein ungeheures Prallen,
> Der Fels war aus dem Mond gefallen,
> Gleich hat er, ohne nachzufragen,
> So Freund als Feind gequetscht, erschlagen.
> Doch muß ich solche Künste loben,
> Die schöpferisch, in einer Nacht,
> Zugleich von unten und von oben,
> Dies Berggebäu zu Stand gebracht.

Jetzt hat der Vulcanist selbst die Zwergvölker erschlagen, deren Herrschaft und Krone er noch eben dem Homunculus angeboten hatte; Thales, der sich durch alle die Rodomontaden des Vulcanisten in seiner Lehre, nach welcher alles Leben aus dem Feuchten stammt, nicht irre machen läßt,

weiß auch den Homunculus wegen seines verlorenen Königreichs zu trösten. „Sei ruhig!" sagt Thales:

Daß du nicht König warst, ist gut.
Nun fort zum heitern Meeresfeste,
Dort hofft und ehrt man Wundergäste.

III. Das Meeresfest.

Felsbuchten des ägäischen Meers. Mond im Zenith verharrend.

1. Sirenen. Nereiden und Tritonen.

Die classische Walpurgisnacht endet als mondbeglänzte Zaubernacht in den Felsbuchten des ägäischen Meeres, unter dem beginnenden und immer wieder anhebenden Sirenengesange. Die Sirenen wollen den Mond nicht, wie thessalische Zauberfrauen, heruntersingen, er soll hoch in der Höhe stehen und stehen bleiben, um sein ruhiges und mildes Licht auf das Gewimmel des Meeresfestes zu ergießen:

Blicke ruhig von dem Bogen
Deiner Nacht auf Zitterwogen
Mildeblitzend Glanzgewimmel
Und erleuchte das Getümmel,
Das sich aus den Wogen hebt.

Dir zu jedem Dienst erbötig,
Schöne Luna, sei uns gnädig!

Der Sirenengesang lockt die Meerwunder, das Volk der Tiefe, wie es der Dichter nennt, hervor auf die magisch erleuchteten Wellen. Die Nereiden (Doriden), die Töchter des Nereus und der Doris, begleitet von blasenden Tritonen, den Söhnen des Poseidon und der Amphitrite; sie kommen in prachtvollem Schmuck, angethan mit Kronen und Edelsteinen, Spangen und Gürteln, alles zu Ehren der Sirenen, denn es sind deren Geschenke, die Beute ihrer Opfer, welche, vom Sirenengesange bethört, an den Klippen des Meeres gescheitert sind:

Alles das ist eure Frucht.
Schätze, scheiternd hier verschlungen,
Habt ihr uns herangesungen,
Ihr Dämonen unsrer Bucht.

Was in der gewöhnlichen Anschauung Fische sind, das sind in der Mythologie des Meeres Meerwunder, Nereiden, Tritone, Hippokampe u. s. f. Und in die classische Walpurgisnacht gehören die mythologischen Meeresgestalten. Der Dichter der classischen Walpurgisnacht hat seine Ballade vom

Fischer nicht vergessen: „Wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund"; er läßt die Sirenen singen:

> Wissen's wohl, in Meeresfrische
> Glatt behagen sich die Fische,
> Schwanken Lebens ohne Leid;
> Doch! Ihr festlich regen Schaaren,
> Heute möchten wir erfahren,
> Daß ihr mehr als Fische seid.

2. Nereus und Proteus.

Der Philosoph Anaxagoras hat mit dem Meeresfeste gar nichts zu schaffen, wohl aber Thales, der mit dem Homunculus am Ufer steht, diesem zur Erfüllung seines Wunsches gern behülflich sein möchte und zu diesem Zwecke den Rath des Nereus zu erfahren wünscht, der eine unweit entfernte Höhle bewohnt. Er ist der Meergreis, der Vater der Nereiden, welche er selbst die Grazien des Meeres nennt. In der ergötzlichsten und ihm eigensten Weise hat unser Dichter den Nereus nicht als eine abstract mythologische Figur genommen, sondern so lebendig und leibhaftig geschildert, daß er uns wie ein Genrebild entgegentritt. Der alte Nereus ist ein harter Kopf, un-

wirsch, sauertöpfisch, misanthropisch; er hat schon so oft und so vielen Leuten Rath ertheilt, immer den klügsten und besten, aber immer umsonst, die Menschen sind und bleiben „selbstwillig" und rennen allen Warnungen zum Trotz in ihr Verderben. So hat er den Ulysses vor der schlauen Circe und den grausigen Cyklopen gewarnt, er hat dem Paris vergeblich den Untergang Trojas geweissagt:

> Am griechischen Ufer stand er kühnlich da,
> Ihm kündet ich, was ich im Geiste sah:
> Die Lüfte qualmend, überströmend Roth,
> Gebälke glühend, unten Mord und Tod:
> Trojas Gerichtstag, rhythmisch festgebannt,
> Jahrtausenden so schrecklich als gekannt.
> Des Alten Wort, dem Frechen schien's ein Spiel,
> Er folgte seiner Lust und Ilios fiel —[1]

Die Menschen bleiben selbstwillig und in ihren Begierden verhärtet:

> Was Rath! Hat Rath bei Menschen je gegolten?
> Ein kluges Wort erstarrt im harten Ohr.
> So oft auch That sich grimmig selbst gescholten,
> Bleibt doch das Volk selbstwillig wie zuvor.

[1] Horaz hat in der fünfzehnten Ode des ersten Odenbuchs dieses Vaticininum des Nereus in asklepiadischen Versen dargestellt. Der in metrischer Form verkündete Untergang heißt „rhythmisch festgebannt".

Das obige vortreffliche Wort von der klugen Rede und dem harten Ohr hat Goethe wörtlich aus dem Munde Hamlets entlehnt, was, soviel ich sehe, von den Commentatoren keiner gemerkt hat. Hamlet hat soeben die beiden Höflinge jeden mit einem Schwamme verglichen, der des Königs Mienen, Gunstbezeugungen und Befehle einsaugt. „Wenn er braucht, was ihr aufgesammelt habt, so darf er euch nur drücken, so seid ihr, Schwamm, wieder trocken." Da Rosenkranz die witzige Vergleichung Hamlets nicht verstanden hat, so sagt dieser: „Es ist mir lieb: eine lose Rede schläft in dummen Ohren". I am glad of it: a knavish speech sleeps in a foolish ear. (Hamlet IV. 2.)[1]

Alle diese Erinnerungen haben den Nereus noch ärgerlicher gestimmt, doch will er sich den guten Humor nicht verderben lassen, denn die Stunde naht, für ihn die glücklichste im ganzen Jahr, wo die Doriden, die Schaar seiner schönen Töchter, auf Meeresrossen, an ihm vorüberziehen werden, in ihrer Mitte Galatee, die Kypris des

[1] Vgl. mein Werk über Hamlet. S. 222.

Meeres, die Erbin des Tempels und des Throns von Paphos; denn seitdem Afrodite bei den Himmlischen wohnt, ist Galatee allein die Liebesgöttin des Meeres.

Die guten Rathschläge des Nereus und der Aerger darüber, daß sie nicht befolgt werden, sind ein Zeichen seiner Gutmüthigkeit von Grund aus. Auch den Thales und den Homunculus will er nicht ohne guten Rath gehen lassen; er faßt denselben in drei Worte: „Hinweg zu Proteus!"

Dieser ist ein anderer Meergreis und Meergott, mit Nereus häufig verwechselt, deshalb um so genauer, wie unser Dichter sucht, von jenem zu unterscheiden, er besitzt die Gabe der Prophezeiung und des Gestaltenwechsels, und da es äußere Anlässe sind, die ihn zur Umgestaltung bewegen, so ist er für Eindrücke von außen höchst empfänglich, d. h. er ist äußerst neugierig, namentlich für glänzende und leuchtende, in die Augen stechende Eindrücke, was dem Homunculus bei ihm sehr zu Gute kommt. Auch sucht Proteus selbst, durch Eindrücke, die er auf bauchrednerische Art hervorbringt, zu überraschen und zu täuschen. Er ist als Widerspiel des Nereus ebenso leicht zu haben,

wie dieser schwierig, ebenso ins Komische und Heitere gewendet, wie dieser ins Tragische und Düstere.

Thales kennt die Eigenthümlichkeiten beider und schildert den Homunculus so, daß er das Interesse des Proteus in vollstem Maße erregen muß, nachdem derselbe auf den Rath des Thales durch verstärktes Leuchten schon die Neugierde des Proteus geweckt hat:

> Es fragt um Rath und möchte gern entstehn.
> Er ist, wie ich von ihm vernommen,
> Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.
> Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
> Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.
> Bis jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht,
> Doch wär er gern zunächst verkörperlicht.

Das Alles erscheint in den Augen des Proteus höchst interessant und höchst spaßhaft. Der Homunculus ist vor der Zeit gekommen und einem Jungfernsohne vergleichbar, aber er ist kein Sohn, denn er ist weder männlich noch weiblich, wie Thales leise bemerkt:

> Auch scheint es mir von andrer Seite kritisch,
> Er ist, mich dünkt, hermaphroditisch.

Er muß seine Laufbahn ganz vorn beginnen, nicht im Glase, sondern, wie alles wahrhaft Lebendige, im Meer. Das ist der Rath des Proteus:

Da muß es desto eher glücken,
So, wie er anlangt, wird sich's schicken.
Doch gilt es hier nicht viel Besinnen,
Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erst im Kleinen an,
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.

Sie wollen gemeinsam von der Landzunge aus den Meeresfestzug der Galatee betrachten, der eben heranschwebt: Homunculus, Thales und Proteus, der geistige, zur natürlichen Entstehung drängende Dämon, der Philosoph und der Meergott. „Dreifach merkwürd'ger Geisterschritt!" sagt der Homunculus.

3. Die Kabiren.

Die Meeresfahrt bedarf der Schutzgötter. Um sie zu holen, sind die Nereiden und Tritonen nach Samothrake gefahren. Diese Schutzgötter sind die Kabiren.

An dem 12. October 1815, als dem Namenstage des Königs, hatte der durch die Begründung der Identitäts- und Naturphilosophie berühmt gewordene, von Jena her unserem Dichter bekannte und befreundete Philosoph Schelling die Festrede „über die Gottheiten von Samothrake" gehalten und sie sprachlich wie mythologisch von den Phöniciern herzuleiten gesucht, im Unterschiede von Zoega und Creuzer, die einen Zusammenhang mit den Aegyptern behaupten wollten.

Schelling sah in den Gottheiten von Samothrake, welche Kabiren, d. i. die Mächtigen, Großen heißen, die aufsteigende Reihe oder Kette göttlicher Urkräfte (Axieros, Axiokersa, Axiokersos, Kadmilos [Kasmilos] = Demeter, Persephone, Dionysos, Hermes = Ceres, Proserpina, Bacchus, Mercurius). Die erste Potenz bedeutet die Sehnsucht oder den Hunger nach Wesen, den Urdrang zum Sein, die zweite die materielle, die dritte die geistige Welt, die vierte das Band, welches die beiden Welten vereinigt. Die Kabiren sind Schiffahrtsgötter, den Seefahrenden hülfreich und heilbringend; sie sind klein, zwergartig, um so

leichter auf dem Vordertheil der Schiffe zu placiren. Die Nereiden und Tritonen bringen sie auf dem Schilde einer Riesenschildkröte im Triumph von Samothrake:

> Was wir auf Händen tragen,
> Soll allen euch behagen.
> Chelonens Riesenschilde
> Entglänzt ein streng Gebilde:
> Sind Götter, die wir bringen;
> Müßt hohe Lieder singen.

Die Sirenen begrüßen sie als Schutzgötter:

> Klein von Gestalt,
> Groß von Gewalt,
> Der Scheiternden Retter,
> Uralt verehrte Götter.

Zu dem herrlichen Meeresfeste gehört die Gegenwart und der Schutz der Kabiren:

> Wir bringen die Kabiren,
> Ein friedlich Fest zu führen;
> Denn wo sie heilig walten,
> Neptun wird freundlich schalten.

Die Zahl der Kabiren ist eigentlich sieben. Gegenwärtig aber sind nur drei, der vierte, der sie vereinigen und zusammenhalten soll, fehlt:

Drei haben wir mitgenommen,
Der vierte wollte nicht kommen,
Er sagte, er sei der rechte,
Der für sie alle dächte.

Da aber von der Siebenzahl der Kabiren drei fehlen, so fragen die Sirenen: „Wo sind die drei geblieben?"

Wir wüßten's nicht zu sagen,
Sind im Olymp zu erfragen;
Dort west auch wohl der achte,
An den noch niemand dachte.

Schelling will die Kabiren als eine aufsteigende Reihe göttlicher Kräfte kennzeichnen, deren bewegende Urpotenz die Sehnsucht oder der Hunger nach Wesen sei, der Urdrang zum Sein. Darum läßt Goethe die Nereiden von ihren Göttern sagen:

Diese Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnsuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Den größten Thatenruhm, womit verglichen alle anderen Thaten, wo und wie sie auch prangen, des Ruhmes ermangeln, habe die Darbringung des goldenen Vließes und die der Kabiren verdient; jener gebührt den Argonauten, dieser den

Nereiden und Tritonen. So singen die Sirenen. Zu den Zauberkünsten der Sirenen gehört auch die Schmeichelkunst. So schmeicheln die Sirenen den Nereiden und Tritonen:

> Die Helden des Alterthums
> Ermangeln des Ruhms,
> Wo und wie er auch prangt,
> Wenn sie das goldne Vließ erlangt,
> Ihr die Kabiren.[1]

4. Die Telchinen.

Die Nereiden und Tritonen mit den Kabiren haben den Meeresfestzug eröffnet. Die Telchinen sind rhodische Erzarbeiter und Bildhauer, die Väter der plastischen Kunst, die den Dreizack des Neptuns geschmiedet und die Riesenstatue des Helios (rhodischer Coloß) geschaffen haben, sie bringen den Dreizack des Neptun, womit der Gott das Meer bewegt und beruhigt, zum Zeichen des friedlichen Festes:

> Weshalb er uns heute den Scepter gereicht,
> Nun schweben wir festlich, beruhigt und leicht.

[1] Vgl. meine Geschichte d. neuern Philos. Bd. VII. (Schelling). 3. Aufl. Buch II. Abschn. IV. Cap. XLI. S. 700—704.

Im Angesichte der strahlenden Mondnacht preisen sie ihre Insel, wo dem brüderlichen Gestirn ein ewiger Päan emporsteigt: die selige, sonnenhelle Rhodus:

Kein Nebel umschwebt uns, und schleicht er sich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen, die Insel ist rein!
Da schaut sich der Hohe in hundert Gebilden,
Als Jüngling, als Riesen, den großen, den milden,
Wir ersten, wir waren's, die Göttergewalt
Aufstellten in würdiger Menschengestalt.

Proteus, von dem wir ja wissen, daß er sich zum Nereus verhält, wie der lachende Philosoph zum weinenden, verspottet den Künstlerruhm der Telchinen:

Das bildet, schmelzend, unverdrossen;
Und haben sie's in Erz gegossen,
Dann denken sie, es wäre was.
Was ist's zuletzt mit diesen Stolzen?
Die Götterbilder standen groß, —
Zerstörte sie ein Erdestoß;
Längst sind sie wieder eingeschmolzen.

Das Erdetreiben, wie's auch sei,
Ist immer doch nur Plackerei.

In den Wellen lebt es sich besser und leichter. Kaum ist Proteus von dieser Vorstellung erregt,

so verwandelt er sich in einen Delphin und nimmt den Homunculus auf seinen Rücken, er soll das Meeresfest erleben: „Vermähle dich dem Ocean".

5. Psyllen und Marsen.

Auf Meerkälbern und Meerstieren kommen als Vorreiter der Doriden und der Galatee Psyllen und Marsen, zauber- und schlangenbeschwörungskundige Völker, jene von afrikanischer (libyscher), diese von italischer (sabellischer) Herkunft.

Cypern hat alle möglichen Schicksale und Herrschaften erlebt. Genannt werden die römische (Adler), die arabische und türkische (Mond, Halbmond), die der Kreuzfahrer (Kreuz) und die englische (geflügelter Löwe); eine hat alle überlebt, unerschüttert und unerschütterlich geblieben ist die Herrschaft der Afrodite, der Galatee, der lieblichsten Tochter des Nereus:

Wir leise Geschäftigen scheuen
Weder Adler, noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechselnd wegt und regt,
Sich vertreibt und todtschlägt,
Saaten und Städte niederlegt,

Wir, so fortan,
Bringen die lieblichste Herrin heran.

6. Die Doriden und Galatee. Das Ende des Homunculus.

Jetzt schmeicheln die Sirenen nicht, sondern sie schildern, selbst von dem Eindruck hingerissen, wie in den Doriden, vor allem in der Galatee selbst, göttliche Erhabenheit und menschliche Anmuth sich vereinigt haben:

Ernst, den Göttern gleich zu schauen,
Würdiger Unsterblichkeit,
Doch, wie holde Menschenfrauen,
Lockender Anmuthigkeit.

Dieser ganze Abschnitt in seiner Kürze und Fülle gehört zu den schönsten Stellen des zweiten Theils unserer Dichtung und enthält lyrische Themata von wunderbar tiefer und rührender Art.

Die Doriden haben Schifferknaben gerettet, liebgewonnen und heiß erwiederte Liebe mit ihnen gepflogen. Nereus soll den Knaben günstig sein. Er ist es, indem er nach seiner Art diese erotisch motivirte Barmherzigkeit als eine etwas fragliche Tugend behandelt:

Hoch ist der Doppelgewinn zu schätzen:
Barmherzig sein, und sich zugleich ergetzen.

Die Doriden wünschen ihre geliebten Knaben sich zu erhalten; sie sind unsterblich, diese sind es nicht; sie flehen zu Nereus, daß er ihnen Unsterblichkeit verleihen möge, was Nereus nicht vermag. Aus den Schifferknaben können Männer werden, aber nicht Götter:

Mögt euch des schönen Fanges freuen,
Den Jüngling bildet euch als Mann;
Allein ich könnte nicht verleihen
Was Zeus allein gewähren kann.

Die erotischen Neigungen können nicht beständiger sein als das Wellenleben selbst:

Die Welle, die euch wogt und schaukelt,
Läßt auch der Liebe nicht Bestand,
Und hat die Neigung ausgegaukelt,
So setzt gemächlich sie an's Land.

So will es das Schicksal und die Götter. Es ist die Unbeständigkeit der Gefühle, welche mit dem Lebenselement selbst völlig übereinstimmt und daher den Charakter des Tragischen völlig ausschließt. Beide sind zufrieden, die Doriden und ihre Knaben:

Ihr, holde Knaben, seid uns werth,
Doch müssen wir traurig scheiden;

Wir haben ewige Treue begehrt,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Knaben denken nicht ans Scheiden und sind ganz zufrieden, wenn es noch eine Weile so weiter geht, wie es bisher gegangen ist:

Wenn ihr uns nur so ferner labt,
Uns wackre Schifferknaben;
Wir haben's nie so gut gehabt
Und wollen's nicht besser haben.

In diesem Augenblick nähert sich der Muschelwagen der Galatee, nachdem die Tauben von Paphos schon erschienen sind und den Hof um den Mond gebildet haben.

Was in der Natur des Nereus, wie Goethe dieselbe gefaßt hat, von reinster Empfindung, von Liebe und Zärtlichkeit enthalten ist, ohne alles Verdrießliche und Verdrossene, kommt in dem Augenblick zur Geltung, wo er die Tochter sieht, und diese sich der Gegenwart des Vaters freut:

„Du bist es, mein Liebchen!" „O Vater! das Glück!
Delphine, verweilet! mich fesselt der Blick."

Aber die Delphine verweilen nicht, Galatee zieht unaufhaltsam weiter:

Vorüber schon, sie ziehen vorüber

— — — — — — — — — — —

Ach! nähmen sie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergetzt,
Daß er das ganze Jahr ersetzt.

Ein wundervolles Wort, welches Nereus ihr nachsendet, indem er über die unabsehlichen Schaaren hinweg die Galatee mit seinen Blicken verfolgt:

Aber Galatea's Muschelthron
Seh' ich schon und aber schon.
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge;
Geliebtes leuchtet durch's Gedränge,
Auch noch so fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah und wahr.

Hier findet Homunculus, was er sucht und weder in dem Laboratorium des Wagner noch in dem Studirzimmer des Faust noch unter dem Gepolter des Seismos finden konnte: das lebendige, lebenzeugende Element und die Schönheit:

In dieser holden Feuchte
Was ich auch hier beleuchte
Ist alles reizend schön.

Er vermählt sich mit dem Meere und der Gal-

atee, deren Muschelthron er umleuchtet und umtönt. Nereus sieht den Glanz:

> Was flammt um die Muschel, um Galatee's Füße?
> Bald lobert es mächtig, bald lieblich, bald süße,
> Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt.

Thales erklärt ihm, was es ist:

> Homunculus ist es, von Proteus verführt . . .
> Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron;
> Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet sich schon.

7. Das Siegesfest des Neptun und des Neptunismus.

Es ist der Sieg des Neptun und des Neptunismus, den Thales, wie ihm vor allen gebührt, in herrlichstem Preisgesange verkündet:

> Heil! Heil! auf's neue!
> Wie ich mich blühend freue,
> Vom Schönen, Wahren durchdrungen . . .
> Alles ist aus dem Wasser entsprungen!!
> Alles wird durch das Wasser erhalten!
> Ocean, gönn' uns dein ewiges Walten.
> Wenn du nicht Wolken sendetest,
> Nicht reiche Bäche spendetest,
> Hin und her nicht Flüsse wendetest,
> Die Ströme nicht vollendetest,
> Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
> Du bist's, der das frischeste Leben erhält.

Mit Sirenengesang hat das Meeresfest begonnen, mit Sirenengesang wird es beschlossen. Der erste Gesang galt dem Preise des leuchtenden Vollmondes, der Schlußgesang gilt dem Preise des leuchtenden Meeres; es leuchtet, „Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt"; die Sirenen preisen die Vermählung aller vier Elemente durch den Eros, der die Welt gestaltet und schafft:

> Und ringsum ist alles vom Feuer umronnen;
> So herrsche denn Eros, der alles begonnen!
>   Heil dem Meere! Heil den Wogen!
>   Von dem heiligen Feuer umzogen;
>   Heil dem Wasser! Heil dem Feuer!
>   Heil dem seltnen Abentheuer!
>   Heil den mildgewogenen Lüften!
>   Heil geheimnißreichen Grüften!
>   Hochgefeiert seid allhier,
>   Element' ihr alle vier!

Sechstes Capitel.
Die Tragödie der Helena.

I. Die Wiederkunft der Helena und deren Erflehung.

1. Rückblick.

Wir haben ausführlich von der Entstehungsgeschichte der goetheschen Helena gehandelt, die als „classisch-romantische Phantasmagorie, ein Zwischenspiel zu Faust", Ostern 1827 erschien, bestimmt, im zweiten Theil der Fausttragödie den dritten Act zu bilden, das Hauptstück und den Mittelpunkt des Ganzen, nach allen Seiten blickend und von allen erblickt. Gleichzeitig hatte Goethe in der Zeitschrift für Kunst und Alterthum (Bd. VI. Heft 1) auf die Bedeutung und Aufgabe des zweiten Theils seiner Fausttragödie hingewiesen. In einem Aufsatz vom 10. Juni 1826, im Goethearchiv aufbewahrt und nach dessen Eröffnung aufgefunden und veröffentlicht, hatte Goethe den Uebergang zum zweiten Theil und den Anfang der

Helenatragödie, der nach dem damaligen Plane der Dichtung mit jenem Uebergange unmittelbar zusammenhing, auseinandergesetzt.[1]

Wir haben den Faust verlassen, wie er, von den Wünschen und Weisungen der Manto geleitet, in die Unterwelt hinabstieg, um von deren Beherrscherin sich die Helena zu erflehen[2]; wir werden ihn erst wiederfinden, wie er in Arkadien die Ankunft der Helena erwartet.

Welche Reihe von Zwischengliedern von jener Situation zu dieser, vom Faust im Orkus zum Faust in Arkadien und seiner arkadischen Vereinigung mit der Helena geführt haben, erfahren wir aus den Aufzeichnungen des Dichters, welche im Goethearchiv aufbewahrt und erst in der Sophienausgabe des zweiten Theils der Fausttragödie gedruckt worden sind.[3]

2. Paralipomena.

Hier ist uns Paralipomenon 123 besonders interessant. Was in der Ausführung erst der

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. II. Cap. V. S. 117—131. — [2] S. oben Cap. V. S. 124—126. — [3] Bd. XV. Paralipomena. S. 171—247.

Manto zugeschrieben wird, die Bewunderung des Faust, weil er Unmögliches begehrt, wird hier schon dem Chiron zugeschrieben. „Als nun Chiron das Begehren und die Absicht von Faust erfährt, erfreut er sich doch auch wieder einmal einen Mann zu sehen, der das Unmögliche verlange, wie er denn immer an seinen Zöglingen dergleichen gebilligt." „So gelangen sie abwärts bis an den Fuß des Olympus; hier stoßen sie auf eine lange Prozession von Sibyllen, an Zahl weit mehr als zwölfe. Chiron schildert die ersten vorüberziehenden als alte Bekannte und empfiehlt seinen Schützling der sinnigen, wohldenkenden Tochter des Tiresias, Manto.[1] Diese eröffnet ihm, daß der Weg zum Orkus sich soeben aufthuen werde." „Sie gelangen endlich zu dem unabsehbaren, von Gestalt um Gestalt überdrängten Hoflager der Proserpina; hier giebt es zu gränzenlosen Incidenzien Gelegenheit, bis der präsentirte Faust als zweiter Orpheus gut aufgenommen, seine Bitte aber doch einigermaßen seltsam gefunden wird. Die Rede der Manto als Vertreterin muß bedeutend sein, sie beruft sich

[1] Chiron hatte sie nach Goethescher Mythologie als Tochter des Asklepios bezeichnet. S. oben Cap. V. S. 123 ff.

zuerst auf die Kraft der Beispiele, führt die Begünstigung des Protesilaus, der Alceste und Eurydice umständlich vor. Hat doch Helena selbst schon einmal die Erlaubniß gehabt, ins Leben zurückzukehren, um sich mit dem frühgeliebten Achill zu verbinden! Von dem übrigen Gang und Fluß der Rede dürfen wir nichts verrathen, am wenigsten von der Peroration, durch welche die bis zu Thränen gerührte Königin ihr Jawort ertheilt und die Bittenden an die drei Richter verweist, in deren ehernes Gedächtniß sich alles einsenkt, was in dem Lethestrome zu ihren Füßen vorüberrollend zu verschwinden scheint. Hier findet sich nun, daß Helenen das vorigemal die Rückkehr ins Leben vergönnt worden, unter der Bedingung eingeschränkten Wohnens und Bleibens auf der Insel Leuce. Nun soll sie ebenmäßig auf den Boden von Sparta zurückkehren, um, als wahrhaft lebendig, dort in einem vorgebildeten Hause des Menelas aufzutreten" u. s. f.[1]

„Das Stück beginnt also vor dem Palaste des Menelaus zu Sparta, wo Helena, begleitet von

---

[1] Diese Aufzeichnung ist datirt Weimar, den 17. December 1826. Bd. XV. Paralip. 123. 1. S. 198—212.

einem Chor trojanischer Frauen als eben gelandet auftritt"[1] u. s. f.

Nach allen Stellen der Paralipomena sollte die Manto mit dem Faust in die Unterwelt hinabsteigen und vor deren Beherrscherin die bewegende Rede halten, welche die Wiederkunft der Helena erfleht und erreicht. So stand die Absicht noch Ende des Jahres 1826. Damals war zwar die Helena ausgeführt, aber keineswegs die classische Walpurgisnacht, deren spätere Ausführung die in den Paralipomena bedachte und schematisirte Fassung völlig ausschloß, die Manto mit ihren Wünschen den Faust begleiten, diesen aber allein in den Orkus hinabsteigen und deren Beherrscherin bloß durch die Macht seiner Worte dazu bewegen ließ, die Wiederkunft der Helena zu gewähren.

Diesen richtigen und dem Geiste seiner Dichtung allein gemäßen Gang der Dinge, der den Faust von der Vormundschaft der Manto befreit, hat Goethe sehr bald ins Auge gefaßt. Schon vier Wochen nach jenem Paralipomenon vom 17. De-

[1] Ebendas. Paralip. 123. 2. (Weimar, den 10. Juni 1826.) S. 213. — Vgl. Paralip. 157. W., den 18. Juni 1830. S. 224—225.

cember 1826 war in einer Unterredung mit Eckermann das Gespräch auf die dialogische Ausführung der classischen Walpurgisnacht gekommen und die darin enthaltenen Schwierigkeiten. „Und dann bedenken Sie nur", sagte Goethe, „was alles in jener tollen Nacht zur Sprache kommt! Fausts Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgiebt; was muß das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Thränen davon gerührt wird!"[1]

Ausgeführt hat Goethe weder die Rede der Manto noch die des Faust, auch nicht fragmentarisch im kleinsten Umfange; es handelt sich in der Erwähnung dieser Rede nicht um ein Glied der Handlung, sondern nur um die Beschreibung ihres Verlaufs.

II. Vor dem Palaste des Menelas zu Sparta.

1. Helenas Ankunft und Monolog.

Nach dem Beschluß der Persephoneia soll die Wiederkunft der Helena dem Schauplatz nach auf ihr spartanisches Heimathland eingeschränkt sein,

---

[1] Eckermanns Gespräche mit Goethe. Theil I (den 15. Januar 1827). S. 201. — O. Pniower Nr. 450, 474, 475, 479, 488, 498.

wo sie als die Tochter des Königs Tyndareos gemeinsam mit ihrer Schwester Klytämnestra und ihrem Brüderpaar Kastor und Polydeukes geboren worden; der Zeitpunkt aber dieser Wiederkunft ist Helenas Rückkehr mit ihrem Gemahl nach der Eroberung und Zerstörung Trojas. Soeben ist sie vor dem Königspalaste in Sparta angelangt mit dem Chor gefangener Trojanerinnen, die ihr dienen und deren Führerin Panthalis ist; dies ist der Moment, in welchem das Drama beginnt und der Monolog der Helena anhebt.

Es war eine lange, sehr ermüdende, selbst die Kräfte einer Heldenfrau übermäßig anstrengende Rückkehr, obwohl unser Dichter keinerlei Abenteuer einmischt: erst die Seefahrt von den troischen Gestaden bis in die Buchten des Eurotas, dann aufwärts zu Lande in die lakedämonischen Gefilde nach Sparta bis zu der Stelle, wo wir sind. Helena befindet sich in einer mehr trüben und seekranken als heroischen Stimmung:

Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind,
Noch immer trunken von des Gewoges regsamem
Geschaukel, das vom phrygischen Blachgefild uns her
Auf sträubig-hohem Rücken, durch Poseidons Gunst
Und Euros Kraft, in vaterländische Buchten trug.

Menelaos ist in der Eurotasbucht zurückgeblieben, um seine Kriegerschaar zu landen und zu verabschieden; er hat seine Gemahlin nach Sparta vorausgeschickt, damit sie im Palast gewisse ihr ertheilte Aufträge erfülle und ihn erwarte.

Jetzt steht sie vor den Flügeln der Pforte des Palastes und gedenkt der Zeit, wo sie von dieser Stelle aus zuerst den künftigen Gemahl erblickt und begrüßt hat. In ernster Selbstbetrachtung läßt sie ihr Leben an ihrem inneren Blick vorübergehn. Wirre und verderbliche Schicksale hatten schon ihre Kindheit bestürmt, um ihrer Schönheit willen hatte Theseus das zehnjährige Mädchen geraubt, und die Dioskuren, ihre Brüder, hatten sie gerettet. Dann kamen glückliche und große Schicksale, welche ihr Leben gekrönt haben: die Vermählung mit dem Menelaos, die Geburt der Hermione. Gierige und räuberische Hände blieben nach ihr ausgestreckt. Schreckliche Schicksale sind gefolgt: der Raub des Paris, dessen wohl nicht ganz unfreiwillige Beute sie wurde, die Entführung nach Troja, der Rachekrieg der Griechen, die Belagerung und Eroberung der Stadt, Trojas Brand und Zerstörung. Nachdem Paris im

Kampfe gefallen, ist sie seinem Bruder, dem Deiphobus, zugetheilt worden, den Menelaos auf grausame Art umgebracht hat. Dieser aber, mit dem sie heimkehrt, erfreut sich keineswegs der wiedergewonnenen Gattin, sondern würdigt sie kaum seines Anblicks, beharrt in unheimlichem Schweigen oder redet nur, um in kurzen, ebenso unheimlichen Worten ihr zu befehlen, daß sie im Palaste zu Sparta alles zu einem Opfer richten möge, welches der heimgekehrte König bringen wolle, alle dazu nöthigen Geräthschaften, Dreifuß, Schüsseln und flaches Rund (Teller), das Holz zum Feuer, das Messer zum Schlachten; den Gegenstand selbst aber des Opfers hat er nicht genannt.

Gleich in den ersten Worten ihres Monologs, der in herrlichen Trimetern besteht, hat unser Dichter in seiner unvergleichlichen Art die Helena die Summe ihrer Selbstbetrachtung aussprechen lassen:

> Bewundert viel und viel gescholten, Helena,
> Vom Strande komm' ich u. s. f.

Ihr Schicksal hat gewollt, daß sie der Welt zum Entzücken und zum Abscheu gereichen sollte,

beides in gleicher Stärke: „Bewundert viel und viel gescholten, Helena", das ist der Segen und der Fluch der Schönheit: ein doppelsinniges, darum zweideutiges Geschick, welches die Götter über sie verhängt haben, und das sich durch ihr ganzes Leben erstreckt hat bis zu diesem Augenblick, der noch unter demselben Verhängnisse steht. Sie ist erobert. Ist sie auch gefangen? Kommt sie als Gattin und Königin oder als Opfer, wie das Benehmen des Gatten, welches wir schon geschildert haben, befürchten läßt?

> Erobert bin ich, ob gefangen, weiß ich nicht!
> Denn Ruf und Schicksal bestimmten fürwahr die Unsterblichen
> Zweideutig mir, der Schöngestalt bedenkliche
> Begleiter, die an dieser Schwelle mir sogar
> Mit düster drohender Gegenwart zur Seite stehn.

Der Chor der gefangenen Trojanerinnen, froh, noch zu athmen, und stolz darauf, der schönsten Frau der Welt dienen zu dürfen, bestreitet ihr, daß die Schönheit ein zweideutiges Geschenk der Götter sei, sie sei mächtiger als der Thatenruhm, dieser wirke durch den Namen des Helden, die Schönheit nur durch die Person, — den Namen

muß man hören, die Schönheit braucht man nur zu sehen, um ihr zu huldigen:

> Denn das größte Glück ist dir einzig beschert,
> Der Schönheit Ruhm, der vor allen sich hebt.
> Dem Helden tönt sein Name voran,
> Drum schreitet er stolz,
> Doch beugt sogleich hartnäckigster Mann
> Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Und nicht bloß in Vergleichung mit dem männlichen Thatenruhm, auch in Vergleichung mit allen Kleinodien, die im Schatzhause des Palastes ruhen, das die Fürstin betreten soll, sieget die Schönheit:

> Mich freuet zu sehn Schönheit in dem Kampf
> Gegen Gold und Perlen und Edelgestein.

Nach allem, was Helena von den finsteren Mienen und Aufträgen des Gemahls berichtet hat, kann man nicht zweifeln, daß Menelaus beschlossen hat, sie zu opfern.

Solche düstere Vorstellungen sucht der Chor zu verscheuchen, da nach dem Maße seiner Erfahrung und Schicksalsweisheit die Dinge immer anders kommen, als man meint und erwartet. Diese trojanischen Frauen haben an den Untergang ihrer Stadt nicht geglaubt und ihn doch erlebt, sie waren

dem Todesloose preisgegeben und sind demselben entrissen und gerettet worden, um der Helena zu dienen:

Was geschehen werde, sinnst du nicht aus;
Königin, schreite dahin
Guten Muths.
Gutes und Böses kommt
Unerwartet dem Menschen;
Auch verkündet, glauben wir's nicht.
Brannte doch Troja, sahen wir doch
Tod vor Augen, schmählichen Tod;
Und sind wir nicht hier
Dir gesellt, dienstbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das Schönste der Erde
Huldvoll, dich, uns Glücklichen.

Nicht wohlgemuth, aber entschlossen, steigt Helena die Stufen empor und tritt in das Innere des Palastes.

Dieser Monolog der Helena war es, den Goethe im September 1800 geschrieben und Schillern vorgelesen hat. Dieser schrieb von Weimar am 23. September 1800 an Goethe: „Ihre neuliche Vorlesung hat mich mit einem großen und vornehmen Eindruck entlassen; der edle und hohe Geist der alten Tragödie weht aus dem Monolog einem

entgegen und macht den gehörigen Effect, indem er ruhig mächtig das Tiefste aufregt. Wenn Sie auch sonst nichts Poetisches von Jena zurückbrächten als dieses, und was Sie über den ferneren Gang dieser tragischen Partie schon mit sich ausgemacht haben, so wäre Ihr Aufenthalt in Jena belohnt."

2. Mephistopheles-Phorkyas. Helena und der Chor.

Den freudigen Chorgesang, der Helenas Rückkehr und ihren Einzug in den Palast feiert, unterbricht Panthalis, die Chorführerin, da sie die Königin plötzlich zurückkehren sieht mit allen Zeichen des Schreckens und dem Ausdruck des Zorns und der Ueberraschung auf der Stirne. Als Menelaus ihr die unheimlichen Aufträge gab, hatte er von den vielen geschäftigen Mägden und der klugen Schaffnerin gesprochen, die er im Palaste zurückgelassen. In dieser Erwartung war Helena eingetreten. Aber der Palast war leer und ausgestorben, die öden Gänge lagen schweigsam:

Nicht Schall der emsig Wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raschgeschäftiges Eiligthun dem Blick,
Und keine Magd erschien mir, keine Schaffnerin.

Endlich erblickt sie am Heerde bei verglommener Asche sitzend ein großes Weib, verhüllt, eingefaltet,

unbeweglich, aber als Helena sich ihr befehlerisch nähert, erhebt sie den rechten Arm zu einer hinwegweisenden Geberde, und wie Helena zum Thalamos emporsteigt, vertritt ihr das Weib gebieterisch den Weg und zeigt sich:

In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltsamer Bildung, wie sie Aug' und Geist verwirrt.

Dieses Weib, wie wir schon wissen, ist Mephistopheles, der die Gestalt der Phorkyas angenommen, in den Palast des Menelaus sich eingeschlichen, die Ankunft der Helena erwartet, wohl ihre Erzählung von der Rückfahrt und dem Verhalten ihres Gemahls belauscht und auf diesem Wege erfahren hat, daß der Helena die Opferung bevorsteht. Auch als Phorkyas spielt Mephistopheles nach seiner uns wohlbekannten Art die Rolle des Auskundschafters und des Gelegenheitsmachers.[1] Nun soll er die Helena aus Sparta vertreiben und ihre Vereinigung mit Faust bewerkstelligen. Zu diesem Zweck wird er sowohl der Helena als ihrem Gefolge den Boden unter den Füßen so heiß machen, daß sie mit Freuden bereit sind, diesen

[1] Vgl. dieses Werk Bd. III. Cap. IX. S. 204 u. ff.

Boden eiligst zu wechseln, ohne das Land selbst zu verlassen, was Helena bekanntlich nicht darf, ohne aus dem Leben zu scheiden. Der Spruch der Schattenbeherrscherin ist gerecht und richtig. Helena kann ohne ihr Heimathland weder sein, noch gedacht werden. Zu den spartanischen Landen gehören auch die Gebiete des Eurotas und des Taygetos.

Mephistopheles=Phorkyas hält eine schlau ersonnene Fabel in Bereitschaft, um der Helena als die zwar ihr selbst unbekannte, aber von Menelaus eingesetzte Schaffnerin des Palastes entgegenzutreten. Während Menelaus die Insel Creta bekriegte, war Paris in Sparta erschienen und hatte die Helena nebst einem Theil der Schätze des Menelaus geraubt. Als dieser zurückkehrte, fand er das verödete Haus. Unter seiner Kriegsbeute waren auch gefangene Creterinnen; eine derselben machte er zur Schaffnerin des Palastes.

Die Rolle dieser Creterin nimmt nun Mephistopheles=Phorkyas für sich in Anspruch und spielt sie in den folgenden Scenen des Streites mit dem Chor und der Helena mit höchst ergötzlicher Virtuosität, sie ist gleichsam der Trumpf, den sie mit

der schlausten dramatischen Berechnung ausspielt. Zuerst erscheint sie als das gräßlichste aller Scheusale, unmittelbar neben und im Gegensatze zur schönsten Frau der Welt: Phorkyas und Helena! Dann muß man in ihr die eigentliche Gebieterin des Palastes, gleichsam die Statthalterin des Menelaus erkennen und anerkennen; zuletzt ist sie die Erretterin aus Schmach und Tod, die einzige und flehentlich ersehnte, der man als der größten und besten aller Wohlthäter huldigt.

In dieser Steigerung und völligen Umkehrung der Bedeutung und Werthschätzung der Mephistopheles-Phorkyas, wenn man den Anfang mit dem Ende vergleicht, besteht der Sinn und Humor aller der Scenen, die zwischen der Phorkyas einerseits und dem Chor wie der Helena andrerseits spielen[1]. Das sehr ergötzliche Gegenspiel des Chors besteht in der Fortschreitung von Fluch und Verwünschung zur Anpreisung und demüthigsten Huldigung.

Dieser Sinn und Humor der genannten Scenen, welchen der Dichter mit der ganzen Kraft seiner Deutlichkeit entwickelt und ausgeprägt hat, ist den

[1] V. 160—634. XV. V. 8647—9087.

Commentatoren, so viel ich sehe, völlig entgangen; dann aber bleibt von allen diesen Scenen nichts übrig als ein langer, über die Maßen ausgedehnter, im Grunde unmotivirter Wortwechsel.

1. In der Absicht, welche seine ganze Rolle beherrscht, ist Mephistopheles-Phorkyas schon im Innern des Palastes mit stummer, gebieterischer, wegweisender Geberde der Helena sogleich entgegengetreten. Helena fühlt sich von Schauder ergriffen, nicht von Furcht, denn, wie sie selbst sagt, „Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht". Sie hat den Palast sogleich verlassen und schildert dem Chor die schaudervolle Begegnung.

Ihrer Absicht gemäß ist Mephistopheles-Phorkyas der Helena auf dem Fuße gefolgt und erscheint in vollem Tageslichte auf der Schwelle zwischen den Thürpfosten, so daß Helena statt aller weiteren Schilderung nur zu rufen braucht: „Da seht sie selbst!"

2. Voller Entsetzen betrachtet der Chor die grauenvolle Erscheinung, die schrecklichste, die er je gesehen, trotz aller Arten von Kriegsgräueln, die er in den Kämpfen vor Troja, in dem Brande und der Zerstörung der Stadt erlebt hat. Was

ihm gleich in die Augen fällt, ist die Aehnlichkeit mit den Gräen, den Töchtern des Phorkys. Und dieses Scheusal, eine Geburt des Chaos und der Nacht, wagt sich neben der Helena in das Licht der Sonne:

Wagest du Scheusal
Neben der Schönheit
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?
Tritt du dennoch hervor nur immer,
Denn das Häßliche schaut Er nicht,
Wie sein heilig Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

3. Solche Beschimpfungen um ihrer Häßlichkeit willen kann Mephisto=Phorkyas hier, wo sie sich die Rolle der Gebieterin und Herrin zuschreibt, von diesem jungen, in der Gefangenschaft und Sclaverei befindlichen Frauenvolk unmöglich hin=nehmen. Das übermüthige Selbstgefühl, welches der Besitz der Schönheit einflößt, mache rücksichts=los, unverschämt, frech. Es sei ein altes und wahres Wort, daß Schönheit und Scham nicht zusammengehen. Da unter der exemplarischen Schönheit doch nicht die trojanischen Frauen ge=meint sein können, so enthält das Wort der

Phorkyas wohl eine feindliche Anspielung auf Helena.[1] Das Geschwätz der Trojanerinnen könne ihn so wenig bewegen als den Wanderer, der ruhig seines Weges geht, die herabkrächzenden Kraniche oder den Mond die Schaar anbellender Hunde.[2]

Er vergleicht sie mit thierischen Haufen, wie dem Kranichzug, der Hundeschaar, dem Zikadenschwarm die über das Land hergefallen sind und ihm Schaden bringen: diese kriegserzeugten mannlustigen jungen Weiber, indem sie die Kraft des Kriegers wie des Bürgers entnerven, dieser thierische Haufen, der das Mark des Landes, die Frucht des Fleißes verzehrt und der Schaffnerin, von der doch ihre Ernährung abhängt, noch dazu entgegenheult.

---

[1] Das alte Wort findet sich in den Heroiden des Ovid (XVI. 288) und in Juvenal (X. 297 und 298). Loeper, Faust II. S. 176.

[2] Hier spielen die Kraniche eine andere Rolle als auf dem Spaziergange des Faust: „Wenn über schroffen Fichtenhöhen der Adler ausgebreitet schwebt, und über Flächen, über Seen, der Kranich nach der Heimath strebt". Vgl. dieses Werk Bd. II. Cap. X. S. 262. Vgl. Bd. III. Cap. II. S. 326 ff.

4. Hier mischt sich Helena zürnend in den Streit und verwehrt der Phorkyas, daß sie ihre Dienerinnen schilt und auszankt, unberechtigter- und unverdienterweise. „Nicht was der Knecht sei, fragt der Herr, nur wie er dient." Jetzt sei die Herrscherin zurückgekehrt, und die Schaffnerin habe nichts mehr zu gebieten.

Phorkyas aber als die Aeltere im Dienst verlangt den ihr gebührenden Respect, und daß Helena der jungen Dienerschaft das scham- und zügellose Gebahren verbiete.

Die Glieder des Chors heißen (χορῖτις) Choritiden, nicht aber Choretiden, welche Bezeichnung Goethe an dieser Stelle unrichtigerweise gebraucht hat. Der Chor besteht aus der Chorführerin und zwölf „Choretiden", deren Hälfte den Halbchor ausmacht. Zwei Halbchöre stehen einander gegenüber: die Chorführerin mit den sechs stimmführenden „Choretiden" und ihr gegenüber Helena mit dem anderen Halbchor; zwischen Helena und der Chorführerin steht Phorkyas. In dem Wechselstreit folgen einander Wurf und Gegenwurf, Angriff und Entgegnung Schlag auf Schlag, Vers um Vers (Stichomythie), wie

z. B. in den sophokleischen Tragödien König Oedipus und Elektra der Streit zwischen Oedipus und Tiresias, zwischen Klytämnestra und Elektra. Da nun die Chorführerin den Streit sowohl aufnimmt, als beendet, die „Choretiden“ einzeln hervortreten und sich vernehmen lassen, die Phorkyas also achtmal zu repliciren hat, so entwickelt sich der Gang des Wechselstreites in sechszehn Versen.[1]

Die Themata der Angriffe und Aufbegehrungen sind von seiten des Chors die Urhäßlichkeit der Phorkyas, im unmittelbarsten Gegensatze und Contrast zur Schönheit der Helena, ihr Uralter, womit verglichen die Amme des Orion, jenes Riesen und Jägers aus der wilden Urzeit, ihre „Ur-Urenkelin“ sein könnte, endlich ihre Abstammung aus den grauenvollen Urgründen der Welt, dem Vater Erebos und der Mutter Nacht. Die Chorführerin, wie ihr Schlußwort zu verrathen scheint, blickt tiefer und erkennt in der Phorkyas den Mephistopheles, der aus der Hölle stammt und der Teufel incognito ist. Er hatte den „Choretiden“ zugerufen: „Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul“, darauf erwidert die Chorführerin, indem

[1] XV. Vers 8810—8825. Düntzer, Faust, II. S. 224 ff.

sie den Wechselstreit beendet: „Das deine Kopf' ich, wenn ich sage, wer du seist". Die Phorkyas aus der Hölle, der Chor aus dem Hades: das sind zwei Größen, die sich, bei Licht besehen, aufheben. Darum lautet das Schlußwort der Phorkyas: „So nenne dich zuerst, das Räthsel hebt sich auf".

Da man der Phorkyas ihre Herkunft und ihren Stammbaum mit so vielen Ungeheuern zum Vorwurf gemacht hat, so giebt sie dem Chor den Vorwurf zurück. Mit der Herkunft dieser trojanischen Frauen im Gefolge der Helena steht es weit schlimmer; sie stammen direct aus dem Hades oder Orkus, sie sind Schatten, die nach dem Blute der Lebendigen dürsten. Daher sagt Phorkyas: „Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul". Im Orkus giebt es nur ein Wesen, das Blut und Besinnung hat und Weissagungen ertheilt: das ist der alte Tiresias. Darum sagt Phorkyas zum Chor: „Tiresias, den Alten, gehe buhlend an".

5. Nun aber befindet sich Helena ganz in derselben Lage als die Schaar ihrer Dienerinnen; sie ist eben erst dem Orkus entstiegen, erfleht von Faust, zurückgegeben von der Persephoneia: darum muß der Zank zwischen Phorkyas und dem Chor,

das Gerede und alle die Vorwürfe über die Herkunft aus dem Orkus auf die Helena selbst einen höchst niederschlagenden, Trauer erweckenden, verwirrenden Eindruck machen; sie mischt sich wiederum in den Streit, „nicht zürnend", wie das erstemal, „aber traurend", denn der Streit zwischen treuen Dienern, dieser „heimlich unterschworne Zwist", sei das Schädlichste, das dem Herrscher begegnen könne.[1] Dazu kommt, daß der Streit sie selbst in Verwirrung bringe über sich selbst:

Dies nicht allein. Ihr habt in sittelosem Zorn
Unsel'ger Bilder Schreckgestalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich selbst zum Orkus mich
Gerissen fühle, vaterländ'scher Flur zum Trutz.
Ist's wohl Gedächtniß? war es Wahn, der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein,

---

[1] Helena beginnt ihre Rede ausdrücklich mit den Worten: „Nicht zürnend, aber traurend schreit' ich zwischen euch" u. s. f. Baumgart in seinem Commentar hätte ihr nicht die gegentheiligen Worte in den Mund legen sollen: „Die Königin verbietet zürnend den Zwist der Diener" u. s. f. (Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert von H. Baumgart. Bd. II. Die Erklärung des zweiten Theiles des Faust. Königsberg i. P. 1902. S. 296.) Nicht aus dem Zorn, sondern aus der Trauer geht die folgende Gemüthsstimmung der Helena hervor.

Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?
Die Mädchen schaudern, aber du, die älteste,
Du stehst gelassen, rede mir verständig Wort.

6. Daß die Helena soviel mit dem Orkus zu schaffen hat und zu ihm sich hingerissen fühlt, widerstreitet der Phorkyas und ihren Plänen, denn sie will die Helena mit dem Faust vereinigen, darum führt sie dieselbe in die Betrachtung ihrer irdischen Schicksale zurück, welche so mannichfaltig, so wunderbar und durch die Gunst der Götter ausgezeichnet waren, daß sie wohl zweifeln kann, ob sie alle diese Schicksale erlebt oder geträumt hat, und am Ende ungewiß ist, ob sie träumt oder wacht. Durch ihren Anblick habe sie stets die schönsten und kühnsten Männer bezaubert und deren Liebesbrunst entzündet; Phorkyas entrollt das Bild, ich möchte sagen das Register ihrer Liebesschicksale.

Einer jener herrlichen Männer war Theseus, der das aufblühende Kind, die zehnjährige Helena, sich geraubt und in der Burg seines Freundes Aphidnus in Attika verwahrt hat, von wo ihre Brüder, das Dioskurenpaar, sie wieder befreit haben; „Entführte mich“, sagt Helena selbst, „ein

zehnjährig schlankes Reh." Die erste stille Gunst nach ihrem eigenen Bekenntniß gewann Patroklus, der Freund und das Ebenbild des Peliden. Das ist nicht homerische, sondern goethesche Mythologie, die zur Vereinigung der Helena und des Achilles, diesem seligen Vollendungszustande der Helena, eines Mittelgliedes, gleichsam einer Vor- und Zwischenstufe bedarf. Daß ihre erste Liebe in der Stille dem Patroklus geweiht war: darin schlummerte schon die Liebe zu Achill; sie sagt von Patroklus: „er, des Peliden Ebenbild". — Der Vater hat sie dem kühnen Seehelden Menelaus vermählt, sie wurde seine Gemahlin und die Mutter der Hermione. Aber als Menelaus in Creta Krieg führte, kam, wie Phorkyas sagt, „ein allzuschöner Gast". Helena ist nicht gern an jene „halbe Wittwenschaft" erinnert, aus der ihr ein so gräßliches Verderben erwachsen sei. Statt ihrer als Herrin kam mit der Kriegsbeute aus Creta die Phorkyas als Schaffnerin in den Palast des Menelaus: statt des schönsten aller Wesen das häßlichste! Es liegt ein schrecklicher Vorwurf in den Worten der Phorkyas, sie sei aus Creta gekommen, Burg und Schatz sorgfältig zu bewachen:

Die du verließest, Ilios umthürmter Stadt
Und unerschöpften Liebesfreuden zugewandt.

Für Helena selbst war es eine Leidenszeit:

Gedenke nicht der Freuden! allzuherben Leids
Unendlichkeit ergoß sich über Brust und Haupt.

Dies ist die homerische Helena, die schuldige, pflichtvergessene, von dem „allzuschönen Gast“ berückte, aber auch die vom Gefühl ihrer Schuld, von Reue und Heimweh ergriffene und bewältigte Frau; sie gewann die Freundschaft des Hektor, wurde aber auch ein Gegenstand des Hasses und der Verunglimpfung von seiten der Andromache und der Hekuba[1]; sie war, wie Goethe von seiner Helena sagt, „Bewundert viel und viel gescholten“. Unter den Dichtern hat keiner sie so gescholten, wie Euripides, keiner dagegen sie aller Schuld so vollkommen entledigt, wie Stesichorus, nach dessen Darstellung Paris nicht die Helena selbst, sondern nur ihr Luftgebilde empfangen und nach Troja mitgenommen habe, während sie selbst nach

[1] Vgl. K. Lehrs, Pop. Aufsätze aus dem Alterthum (2. Aufl., Leipzig 1875). Ueber die Darstellungen der Helena in den Schriftwerken der Griechen (mit Beziehung auf Goethes Helena) S. 2—32.

Aegypten gebracht worden sei. Obgleich Achilles an der Leiche des Patroklus die Helena, diese Stifterin des Unheils, ein entsetzliches Weib schilt, so hat doch die Sage in dem richtigen Gefühl, daß dem Schönsten die Schönste gebühre, beide nach ihrem Tode auf der Insel Leuke mit einander vermählt.[1]

7. Helena ist, wie Chiron sie bezeichnet hatte, eine mythologische Frau[2], in deren Schicksalen Dichtung und Wahrheit so dicht in einander gemischt oder verwebt sind, daß sie selbst beides nicht zu unterscheiden vermag und in jenes schwankende Bewußtsein über sich selbst und ihr eigenes Dasein zurückfällt, von Fragen und Zweifeln bestürmt: „War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein?"

Es ist nicht genug, daß Sage und Dichtung eine solche Uneinigkeit ihres Leumunds erzeugt haben, sie haben auch die Einheit ihrer Person in Abrede gestellt und aus dieser ein Doppelwesen, eine Doppelgängerin, „ein doppelhaft Gebild" ge=

[1] K. Lehrs. S. 32. — [2] S. dieses Werk. Bd. IV. Cap. V. S. 122. Goethes Werke. Bd. XV. Vers 7428.

macht, das zugleich in Ilios und in Aegypten erschienen sei. Als Phorkyas ihr auch diese Sage vorführt, in welcher die Verwirrung gleichsam gipfelt, ruft Helena aus:

> Verwirre wüsten Sinnes Aberwitz nicht gar.
> Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weiß es nicht.

Endlich läßt die Sage die Helena mit dem Achilles vermählt werden, erst im Traum, dann auf der Insel Leuke im Pontus, zuletzt auf den Inseln der Seligen. Auch diese Sage von ihrem traumhaften und abgeschiedenen, mit dem abgeschiedenen Achilles vereinigten Dasein, nach welcher Helena kein Wesen, auch kein Doppelwesen mehr ist, sondern nur ein Schatten oder ein Idol, hält ihr Phorkyas entgegen und raubt ihr dadurch von neuem das Bewußtsein der Gegenwärtigkeit und des Lebens:

> Ich als Idol, ihm dem Idol verband ich mich.
> Es war ein Traum, so sagen ja die Worte selbst.
> Ich schwinde hin und werde selbst mir ein Idol.

Mit diesen Worten sinkt sie wie entseelt dem Chor, der sie umgiebt, in die Arme.

So gelangt gleichsam vor unsern Augen in der dramatischen Bewegung des Gedichts der Helena=



mythus, die Helena als mythologische Frau, als das Schönheitsideal der classischen Welt zur Vollendung.

8. Der entsetzte Chor, um die Phorkyas nicht weiter reden zu lassen, tritt ihr mit einem Chorliede entgegen, das aus einem Vorgesange (Proode), einem Nachgesange (Epode) und zwei Zwischenstrophen besteht. Proode und Epode beginnen mit dem Doppeltrochäus: „Schweige, schweige!" Das Thema der ersten ist von neuem die Schilderung der Schreckgestalt der Phorkyas, als welche die Ohnmacht der Helena verschuldet habe:

> Schweige, schweige!
> Mißblickende, mißredende du!
> Aus so gräßlichen, einzahnigen
> Lippen, was enthaucht wohl
> Solchem furchtbaren Greuelschlund.

Dagegen preist die Epode die unvergleichliche, alles überstrahlende Schönheit der Helena und wünscht deren Erhaltung:

> Schweige, schweige!
> Daß der Königin Seele,
> Schon zu entfliehen bereit,
> Sich noch halte, festhalte

Die Gestalt aller Gestalten,
Welche die Sonne jemals beschien.

Da erhebt sie sich wieder, „die Gestalt aller Gestalten", hochaufgerichtet, königlich, wie eine Herrscherin, deren Befehlen man horcht und gehorcht. In trochäischen Tetrametern schwebt die Wechselrede zwischen ihr und Phorkyas, welche die aus ihrer Ohnmacht ermannte Helena mit der umwölkten, wieder entschleierten Sonne vergleicht:

Tritt hervor aus flüchtigen Wolken, hohe Sonne dieses Tags,
Die verschleiert schon entzückte, blendend nun im Glanze herrscht.
u. s. w.

Selbst die Phorkyas, obwohl der Mephistopheles in ihr steckt, und die Urhäßlichkeit sie kennzeichnet, anerkennt die Schönheit der Helena:

Schelten sie mich auch für häßlich, kenn' ich doch das Schöne wohl.

9. Nun befiehlt die Königin, daß alle Zurüstungen zu dem Opfer gemacht werden, wie es der Gemahl ihr aufgetragen hat. Die Zurüstungen sind gemacht durch die Sorgfalt der Schaffnerin. Alles steht bereit. Wer ist das Opfer? Menelaus hat das Opfer nicht genannt. Was Helena im Stillen

gefürchtet hat, verkündet laut die Phorkyas: „Sprach's nicht aus? O Jammerwort! Königin, du bist gemeint!“ Die Königin und ihr Gefolge sind nach der Ankunft des Menelaus dem Verderben geweiht. „Gräßlich! doch geahnt, ich Arme!“ sagt Helena. „Weh und Jammer!“ schreit das Gefolge.

Der Moment ist gekommen, welcher die Königin und ihr Gefolge von Sparta forttreiben und die Helena dem Faust in die Arme führen muß. Zu keinem andern Zwecke hat sich Mephistopheles in die classische Walpurgisnacht gewagt und sie durchwandert, zu keinem andern Zwecke die Maske der Phorkyas angenommen und sich in den Palast des Menelaus zu Sparta eingeschlichen. Jetzt handelt es sich darum, sie insgesammt zur Flucht zu bewegen, als dem einzigen Mittel der Rettung.

Helena fürchtet nicht den Tod als Schicksal, wohl aber als Strafe; diese ist ein ihrer als einer Königin und Heldin unwürdiges Schicksal; das Gefolge dagegen will leben, nichts als leben um jeden Preis, sie sterben keinen edlen, blutigen Tod, sondern den schlechten und gemeinen, sie werden nicht geopfert, sondern erdrosselt, aufgeknüpft an

dem Deckenbalken, wie die Drosseln, gleich den untreuen Mägden des Odysseus. „Doch am hohen Balken drinnen zappelt ihr der Reihe nach.“ So lautet der Spruch der Phorkyas.

Vor Schrecken bleich in ihrer Todesangst stehen die Trojanerinnen da, wie die Gespenster, was Mephisto-Phorkyas zu dem spaßhaften Troste veranlaßt, daß alle Menschen sterben müssen und alle Gespenster sind, die ein flüchtiges Scheindasein führen. Um die Angst zu steigern, erscheinen schon auf den Ruf der Phorkyas die teuflischen Kobolde und schleppen die Todeswerkzeuge herbei.

Die einzig mögliche Rettung ist jetzt nur bei der Phorkyas, bei ihrer schleunigsten Rathgebung und Hülfe. Demgemäß haben sich auch die Vorstellungen des Chors von diesem gräßlichen Ungethüm völlig verändert. Zuerst hieß sie „Scheusal“; jetzt sagt die Chorführerin, indem sie den übrigen Chor preisgiebt:

Du bist erfahren, weise, scheinst uns gut gesinnt,
Obschon verkennend hirnlos diese Schaar dich traf.
Drum sage, was du möglich noch von Rettung weißt.

Jetzt stimmt der ganze Chor überein, sie auf das höchste zu preisen:

Ehrenwürdigste der Parzen, weiseste Sibylle du,
Halte gesperrt die goldene Schere, dann verkünd' uns Tag und Heil;
Denn wir fühlen schon im Schweben, Schwanken, Bammeln unergetzlich
Unsere Gliederchen, die lieber erst im Tanze sich ergetzten,
Ruhten drauf an Liebchens Brust.

Was die Todesangst nicht alles bewirkt! In kürzester Zeit hat sie die Phorkyas avanciren lassen vom Scheusal bis zur ehrwürdigsten Parze, bis zur weisesten Sibylle!

„Laß diese bangen!" sagt Helena, „Schmerz empfind' ich, keine Furcht; doch kennst du Rettung, dankbar sei sie anerkannt."

Um den Weg der Rettung zu zeigen und zu begründen, muß Phorkyas sehr weit ausholen und in dem Gange der Begebenheiten zurückgehen, daher bedarf sie ein langes und geduldiges Gehör. Niemand ist williger bereit, von der Phorkyas die längsten Geschichten anzuhören als unser Chor. Denn so lange er zuhört, darf er leben und athmen. Und das ist die Hauptsache. Darum je länger, um so besser:

Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

3. Die Flucht und Rettung der Helena.

Wer in seiner guten Wohnung, der hohen, wohlbefestigten und geschützten ruhig verharrt, seine Schätze hütend, unbekümmert um die Dinge der Außenwelt, „Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch". Wer aber seiner Heimath Richtschnur, „seiner Schwelle heilige Richte", leichten Fußes überschreitet, der findet, wenn er heimkehrt, alles verändert, wenn nicht gar zerstört. Da in dieser Wendung Helena eine Anspielung gegen sich und ihre Schicksale zu spüren meint, so scheinen ihr die Gemeinplätze der Phorkyas nur den Zweck versteckter Bosheiten zu haben:

> Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier?
> Du willst erzählen, rege nicht an Verdrießliches.

Aber die Sprüche der Phorkyas haben die Schicksale der Welt im Auge, nicht die einer einzelnen Person: „Geschichtlich ist es, ist ein Vorwurf keineswegs".

Jenes Wort des Faust in seinem Gespräche mit Chiron: „Den Poeten bindet keine Zeit"[1] gilt nicht bloß von dem Alter, sondern auch von dem

[1] Siehe oben Cap. V. S. 122.

Zeitalter der Helena. Wozu die chronologisch bemessene Weltgeschichte mehr als zwei Jahrtausende gebraucht hat, um von dem Zeitalter des trojanischen Kriegs in das der Kreuzzüge zu gelangen, läßt der Dichter, den keine Zeit kümmert, in zwei Jahrzehnten geschehen. Während der Kriegszüge und Irrfahrten des Menelaus ist ein fremdes, kriegerisches Geschlecht von Norden her, „aus cimmerischer Nacht" eingewandert und hat sich in dem Gebirgsthale nördlich vom Taygetus, dem Quellgebiete des Eurotas angesiedelt; es ist keine Räuberschaar, wie Helena fürchtet, sondern ein Volk, an dessen Spitze Einer steht, ein Fürst, den Phorkyas von den griechischen Helden sehr zum Nachtheile der letzteren und zu ihrem eigenen Behagen — denn Mephistopheles steckt in ihr — unterscheidet. Auf die Frage der Helena, wie er aussieht, antwortet Phorkyas:

> Nicht übel! mir gefällt er schon.
> Es ist ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
> Wie unter Griechen wenig' ein verständ'ger Mann.

Er ist kein Räuber, denn er hat die Phorkyas als Schaffnerin des Menelaus nicht geplündert, von ihr keinen Tribut gefordert, sondern sich „mit

wenigen Freigeschenken" begnügt; er ist kein Barbar, der aus Rachsucht den sterbenden Feind am liebsten verschlingen möchte, wie Achilles den dahingestreckten Hektor (Il. XXII, 345); er baut auch keine plumpen, cyklopischen Mauerwerke, sondern auf steiler Höhe eine sicher gelegene, schlank emporstrebende, reich gegliederte Burg:

Von außen schaut sie! himmelan sie strebt empor,
So starr, so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja selbst der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelasse, rings
Mit Baulichkeit umgeben, aller Art und Zweck'.
Da seht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerien, zu schauen aus und ein,
Und Wappen.

Der Fürst und seine Vasallen sind Ritter, welche Bilder auf ihren Schildern führen, wie Ajax und die Sieben gegen Theben, aber die ritterlichen Wappen stammen von den Urahnen und sind Familienwappen, die in weiten großen Ahnensälen in vollem Farbenschmucke der Reihe nach aufgestellt und aufbewahrt werden. Das ist die Antwort der Phorkyas auf die Frage des Chors: „Was sind Wappen?" Er hat auch nicht ver-

gessen, die Ahnensäle dem Chor so einladend wie möglich zu schildern:

> In Sälen, gränzenlosen, wie die Welt so weit;
> Da könnt ihr tanzen!

Noch einladender sind die Tänzer, nach denen sich der Chor sogleich sehr angelegentlich erkundigt: „Sage, giebt's auch Tänzer da?"

> Die besten! goldgelockte, frische Bubenschaar.
> Die duften Jugend, Paris duftete einzig so,
> Als er der Königin zu nahe kam.

Daß er dieses Beispiel erwähnt, nennt Helena „ganz aus der Rolle" fallen und verlangt kürzlich sein letztes Wort. Im Grunde hat er dieses letzte Wort schon gegeben, nämlich seinen endgültigen Rath. Der fremde Fürst im nördlichen Gebirgsthale ist großgesinnt und wohnt sicher:

> Ich acht' auf seine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
> Und seine Burg!

Ganz andere Empfindungen bewegen den Chor zur Flucht nach dem Rathe und der Leitung der Phorkyas, ganz andere die Helena. Unser Dichter hat es sich angelegen sein lassen, diesen Unterschied so zu erleuchten, daß der dramatische Fortgang

dadurch charakterisirt und zur Entscheidung geführt wird. Dem Chor ist Leben und Athmen die Hauptsache. Kann er außerdem noch tanzen, in weiten Sälen und mit hübschen Männern, so ist nichts inbrünstiger zu wünschen als die eiligste Flucht. Helena dagegen fürchtet nicht den Tod, auch nicht das grausame, wohl aber das elende und unwürdige Schicksal; sie will nicht geschlachtet sein wie ein Thier und nicht glauben, daß Menelaus einer solchen Unthat fähig sei. Freilich hat er den Deiphobos, ihren zweiten trojanischen Gemahl, grausam zerstückelt, er hat es aus Eifersucht gethan und wird aus demselben Motiv auch die Helena hinopfern, wie Phorkyas überzeugend ausspricht:

Um jeneswillen wird er dir das Gleiche thun.
Untheilbar ist die Schönheit; der sie ganz besaß
Zerstört sie lieber, fluchend jedem Theilbesitz.

Kürzer und treffender als in diesen Worten läßt sich die Tragödie und das Schicksal der Helena nicht aussprechen; die Schönheit in der höchsten Potenz erzeugt in der höchsten Potenz das Streben nach ihrem Besitz und die Eifersucht durch ihren Verlust: die Schönheit der Helena, der Raub des

Paris, die Eifersucht des Menelaus, der trojanische Krieg! Die eifersüchtigen Gefühle zerreißen das Herz, wie die schmetternden Trompeten, die eben jetzt in der Nähe erschallen, Ohr und Eingeweide; sie verkünden den verfolgungs- und rachgierigen Menelaus.

Das Zeichen kommt der Phorkyas sehr gelegen, die schon thut, als ob der Herrscher, dem sie Rechenschaft abzulegen hat, zur Stelle wäre.

Jetzt endlich spricht Helena das Wort der Entscheidung und überläßt sich der Führung der Phorkyas, obgleich sie in ihr den Mephistopheles, den ihr wie der Schönheit des classischen Alterthums feindlichen Geist, den „Widerdämon" wittert. Sie hat das Vorgefühl eines neuen zu erfüllenden Schicksals, aber sie schweigt darüber, wie es der Königin ziemt:

> Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg;
> Das andre weiß ich; was die Königin dabei
> Im tiefen Busen geheimnißvoll verbergen mag,
> Sei jedem unzugänglich.

Sobald die Helena ihr letztes Wort gesprochen und ihre Bejahung ertheilt hat, geschieht alles so, wie Phorkyas gesagt:

Du sprichst das letzte, sagst mit Ernst vernehmlich ja!
Sogleich umgeb' ich dich mit jener Burg.

Es ist keine mühselige Wanderung, sondern, von Wolken rings umgeben und eingehüllt, schweben sie bergauf zu den Quellen des Eurotas, während von untenher ein Schwanengesang ertönt zum Preise der Schwanerzeugten. Ungesehen und unsichtbar leitet Phorkyas den Zug der Flüchtigen, sie herrscht jetzt nicht als Schaffnerin, sondern als Zauberin, welche den Wolken gebietet, als eine pythische, der Zukunft kundige und mächtige Frau, weshalb Helena sie auch mit dem Namen „Pythonissa" anruft, aber vergeblich fordert, daß sie hervortreten und sich zeigen möge.

Die ersten Schritte des Chors geschehen in froher Eile, beflügelt von dem Gefühle der Rettung und der Hoffnung auf die verheißene Burg, die gleich einem zweiten Ilios, sie gegen alle Verfolgung schützen werde:

O wie gern gehen wir hin,
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Ragender Veste

Unzugängliche Mauer.
Schütze sie eben so gut,
Eben wie Ilios Burg,
Die doch endlich nur
Niederträchtiger List erlag.

Bald aber häufen sich die Wolken und verdunkeln dem Chor die führerlosen Pfade, von unten her ertönt jener unheimliche, den Tod des Sängers verkündende Schwanengesang; die angstvollen Empfindungen der furchtsamen Frauen werden wieder erweckt, und die zweite Strophe des Chorliedes endet mit Wehklagen: „Weh uns, weh, weh!"

Endlich erscheint die Burg, „dunkelgräulich, mauerbräunlich". Am Ende ist es ein neues Gefängniß: „Schwestern, ach! wir sind gefangen, so gefangen, wie nur je." Selbst Helena fühlt sich besorgt:

Wo bist du, Pythonissa? heiße, wie du magst,
Aus diesen Gewölben tritt hervor der düstern Burg.

Die Scene erheitert sich. Es wird lebendig in der Burg, wie die Chorführerin, die einzige, welche den Kopf oben behalten hat, mit aufmerksamen Blicken bemerkt und verkündet:

Doch sieh, dort oben regt in Menge sich allbereits
In Galerien, am Fenster, in Portalen rasch
Sich hin und her bewegend viele Dienerschaft;
Vornehm-willkommnen Gastempfang verkündet es.

Im geregelten Zuge, mit ritterlichem Anstande, steigt eine große Schaar jugendlicher Diener aus der inneren Burg herab in den Schloßhof; Stufen werden errichtet und mit Teppichen bekleidet, die zum Throne unter einem Zeltdach mit Umhang führen, Helena als Königin wird eingeladen, sich auf dem Throne niederzulassen.

Alle diese Vorgänge schildert der Chor in anapästischer Freude:

Aufgeht mir das Herz! o, seht nur dahin
Wie so sittig herab mit verweilendem Tritt
Jungholdeste Schaar anständig bewegt
Den geregelten Zug. Wie? auf wessen Befehl
Nur erscheinen gereiht und gebildet so früh
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?

Und nachdem Helena den Thron bestiegen:

Tretet heran,
Stufe für Stufe
Reihet euch ernst.
Würdig, o würdig, dreifach würdig
Sei gesegnet ein solcher Empfang!

Siebentes Capitel.

Das heroische Idyll. Faust und Helena in Arkadien.

I. Helena als romantische Herrscherin.

1. Der Frauencultus.

Nachdem Knaben und Knappen in langem Zuge herabgestiegen, erscheint Faust oben an der Treppe in ritterlicher Hofkleidung des Mittelalters und kommt langsam würdig herunter. Mit diesen Worten beschreibt der Dichter die Scene der ersten Begegnung zwischen Faust und Helena, die, schon auf hohem Sitze thronend und von ritterlichen Schaaren umgeben, ihn empfängt.

Die Chorführerin ist durch den Eindruck seiner Persönlichkeit, die sie mit aller Aufmerksamkeit betrachtet hat, völlig gewonnen: das ist die Miene, die Haltung, der Gang eines vermöge seiner eigensten Kraft stets siegreichen und siegesgewohnten

Mannes, sowohl im großen Kriege gegen die Feinde, als auch im kleinen mit den Frauen:

> Mit langsam-ernstem, ehrfurchtsvoll gehaltnem Schritt
> Seh' ich den Fürsten; wende dich, o Königin!

Faust nähert sich der Königin, einen Diener in Fesseln mit sich führend; es ist sein Thurmwärter, der so scharf wie ein Luchs (lynx) sieht, darum auch Lynceus heißt, wie jener Steuermann der Argonauten, den in der classischen Walpurgisnacht Chiron in seinem Gespräche mit Faust genannt hatte, als er von dem Argonautenzuge sprach[1]. Aber trotz seiner Luchsaugen hat Lynceus seiner Pflicht, die Ankunft der Königin zu verkünden, verabsäumt und dadurch die Pflichtversäumniß des Faust, die Königin gleich bei ihrer Ankunft huldigend zu empfangen, verschuldet. Dies ist seine zu strafende, durch den Tod zu sühnende Schuld. Indessen ist die Macht zu lösen und zu binden, zu begnadigen und zu strafen nur bei der Herrin. Helena, wie es der Herrscherin und ihrem Gerechtigkeitssinne ziemt, will den Beschuldigten erst hören, bevor sie ihn richtet und straft.

---

[1] Werke XV. Faust. II. Theil. 2. Act. Vers 7377. S. oben dieses Werk. Bd. IV. Cap. V. S. 120.

Lynceus redet in Versen, und zwar gereimten, seine Vertheidigungsrede besteht in sieben vierzeiligen Strophen. Die Schuld seiner völligen Pflicht- und Weltvergessenheit trage Helena selbst und allein, da ihn die Sonne ihrer Schönheit geblendet habe:

> Harrend auf des Morgens Wonne,
> Oestlich spähend ihren Lauf,
> Ging auf einmal mir die Sonne
> Wunderbar im Süden auf.
>
> — — — — — — — — — —
>
> Ich vergaß des Wächters Pflichten,
> Völlig das beschworne Horn;
> Drohe nur, mich zu vernichten,
> Schönheit bändigt allen Zorn.

Was Helena verschuldet hat, soll Lynceus nicht büßen: er ist freigesprochen. Es ist ihre alte Schuld, in der von jeher das Schicksal und die Tragödie der Helena bestanden: sie hat durch ihre Schönheit den Sinn der Männer dergestalt bestrickt und verwirrt, daß unwürdige Thaten in Menge geschehen sind, oder nach ihrem eigenen Ausdruck „daß sie weder sich noch sonst ein Würdiges verschonten".[1] In der Seele der Helena ver-

[1] XV. V. 9249—50. Unter den Worten: „noch sonst ein Würdiges" sind die Sitten und Sittenzustände zu

gegenwärtigen sich wiederum ihre vielerwähnten Erlebnisse: der Raub des Theseus, die Entführung durch Paris, die Kämpfe vor Troja, ihre Doppelerscheinung in Troja und in Aegypten, ihre Wiederbelebung und Wiederkunft in Sparta, wo ihr von Menelaus der Opfertod droht, die Flucht mit Hülfe der Phorkyas nach Arkadien, wo ihr als Königin und Frau ein fremder Herrscher den Thron und die höchsten Huldigungen darbringt. So ist sie fortgewandert durch die Irrungen des Daseins:

Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreifach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.

Helena ist nicht bloß die blendende, sondern auch die strahlenschießende Sonne, die ihre Pfeile überall hinsendet, alles trifft und von Grund aus

verstehen, welche die Welt zu respectiren hat und respectirt. Wenn Düntzer in seinem Commentar (II. S. 246. Anm. 2) sagt: „Helena deutet mit den Worten noch sonst ein Würdiges auf sich selbst", so ist diese Erklärung völlig sinnlos.

erschüttert, die Mauern und die Menschen. Als den am tiefsten Getroffenen fühlt und bekennt sich Faust.

Lynceus, der Thurmwart, ist oder war, dank seinen Luchsaugen, die in das Innere der Taschen, der Schreine und der Erde einzudringen gewußt haben, auch Schatzgräber, der viele Kostbarkeiten und Kleinodien, welche im Laufe der Völkerwanderung versteckt und vergraben worden sind, sich zu eigen gemacht hat; jetzt kehrt er zurück, um von seinen Schätzen die allerseltensten und allerkostbarsten, darunter Smaragden und Perlen, der Helena zu Füßen zu legen und in fünfzehn vierzeiligen gereimten Strophen zu weihen[1]:

Ich aber liebte zu erspähn
Das Seltenste, was man gesehn,
Und was ein andrer auch besaß,
Das war für mich gedörrtes Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den scharfen Blicken folgt' ich nur,
In alle Taschen blickt' ich ein,
Durchsichtig war mir jeder Schrein.

---

[1] West-östlicher Divan. Buch III. (Buch der Liebe). Nr. 7. „Bedenklich". „Soll ich von Smaragden reden". u. s. f.

Und Haufen Goldes waren mein,
Am herrlichsten der Edelstein:
Nur der Smaragd allein verdient
Daß er an deinem Herzen grünt.

— — — — — — — — — — — —

Verschwunden ist, was ich besaß,
Ein abgemähtes, welkes Gras:
O gieb mit einem heitern Blick
Ihm seinen ganzen Werth zurück!

Faust aber befiehlt dem Lynceus, alle seine Schatzkästchen und Kasten fortzunehmen, denn es sei völlig unnütz, der Königin besondere Geschenke zu machen, da ja alles, was die Burg in sich schließt, ihr allein zu eigen gehört; Lynceus möge ein Schatzgewölbe herrichten, glänzend „wie frische Himmel", leuchtend, wie ein „lebloses Paradies", den Zugang dazu möge er aus beblümten Teppichen sich wälzen lassen, Teppich an Teppich, damit ihr Fuß auf sanftem Boden darüber hingleite.

Hier heißt es: nicht der Mensch, sondern Helena ist das Maß aller Dinge und aller Werthe in der Welt, die nur den Werth haben, den sie ihnen zuschreibt: sie allein, die Gestalt der Gestalten. Von ihr abgesehen, ist alles schwach, nichtig, bedeutungslose Spielerei. So sagt Lynceus:

Schwach ist, was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es ist gespielt:
Herrscht doch über Gut und Blut
Dieser Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer ist zahm,
Alle Schwerter stumpf und lahm,
Vor der herrlichen Gestalt
Selbst die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Gesichts
Alles leer und alles nichts.

2. Die Erhebung des Faust. Der Reim als Sprache des Herzens.

Als die Knappen zum Empfange der Helena den Thron mit Umhang und Zeltdach rüsteten, hatten sie schon den krönenden Baldachin dergestalt erweitert, daß er nicht bloß die Herrscherin, sondern ein Herrscherpaar überwölben sollte, wie es auch der Chor in seinem damaligen Liede gepriesen:

Ueber überwallt er,
Wolkenkränze bildend,
Unsrer Königin Haupt.
u. s. w.[1]

---

[1] S. oben Cap. VI. S. 208. Goethes Werke XV. Vers 9165—9181 (V. 9172).

Jetzt ist der Moment gekommen, wo Helena den Faust zu sich beruft und einladet, den Platz neben ihr auf dem Throne einzunehmen, den ihm gebührenden, ihr willkommene Sicherheit und Schutz gewährenden Platz:

> Ich wünsche dich zu sprechen, doch herauf
> An meine Seite komm! der leere Platz
> Beruft den Herrn und sichert mir den meinen.

Faust küßt der Helena die Hand zum Zeichen ihrer Oberherrschaft, er will ihr Vasall, ihr Unterthan und nur als solcher ihr Mitregent sein; sie ist die Allherrscherin und gebietet über ein unbegrenztes, wenigstens „gränzunbewußtes Reich“:

> Bestärke mich als Mitregenten deines
> Gränzunbewußten Reichs, gewinne dir
> Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem.

Vieles in ihrem neuen Reiche ist der Helena wunderbar und fremd; eines ist ihr besonders aufgefallen und so merkwürdig erschienen, daß sie darüber Belehrung wünscht. Lynceus hat sie in großen Reden gefeiert, in einigen zwanzig vierzeiligen gereimten Strophen. Es ist der Reim, der ihr Ohr so wohlgefällig überrascht hat:

Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Der Reim ist die wechselseitige Liebkosung der Worte, wie Helena richtig und fein heraushört; das ist die wechselseitige Liebkosung der Herzen, sprachlich ausgedrückt, wie Faust ihr die Bedeutung des Reims in seiner Sprache ebenso richtig, wie fein erklärt.

Nach einer persischen Sage seien die ersten Verse dadurch entstanden, daß die geliebte Sclavin die Worte ihres geliebten Herrn mit gleichgemessenen und gleichtönenden Worten wiederholt habe. Die Sclavin hieß Dilaram, der geliebte Herr hieß Behramgur:

Behramgur, sagt man, hat den Reim erfunden,
Er sprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilaram schnell, die Freundin seiner Stunden,
Erwiderte mit gleichem Wort und Klang.[1]

Dieselbe Erklärung vom Reim, die Goethe als Hatem seiner Suleika giebt, giebt Goethe als Faust seiner Helena; die Hauptsache aber sei, daß

[1] West-östlicher Divan. Buch VIII. (Suleika) Nr. 39. Anmerk. Werke (Hempel) Bd. IV. S. 153.

man diese Sprache des Herzens praktisch ausübe und dadurch erlerne, was auch Helena in der anmuthigsten und gelehrigsten Weise sogleich versucht und bethätigt. Auf ihre Frage: „So sage denn, wie sprech' ich auch so schön?" antwortet Faust, indem er aus der tiefsten Erfahrung und Meisterschaft seines Dichters die goldenste aller Regeln schöpft: „Das ist gar leicht, es muß von Herzen gehn".

Es geht von Herzen. Helena hat den Faust liebgewonnen und fühlt, daß ein ganz anderes Leben in ihr erwacht ist:

> Ich scheine mir verlebt und doch so neu,
> In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Faust aber will nichts von Vergangenheit und verlebten Zeiten hören, es hieße der Gegenwart Abbruch thun, die so einzig ist, durch die erreichte Vereinigung zwischen Faust und Helena so höchst vollkommen, daß man nichts weiter zu wünschen und zu thun hat als zu leben:

> Durchgrüble nicht das einzigste Geschick,
> Dasein ist Pflicht, und wär's ein Augenblick.

3. Das Vasallenthum. Die germanischen Völker.

Mit dem Schutz und Schirm der romantischen Helena ist es weit besser bestellt als mit dem der classischen. Diese konnte geraubt und entführt, von dem Gemahl wieder erobert, zurückgeführt und mit dem Opfertode bedroht werden; jene dagegen wohnt und herrscht in unzerstörbarer Sicherheit, wie alsbald der Fortgang der Handlung darthut und bestätigt.

Plötzlich erscheint wiederum die Phorkyas mit dem schon bekannten Schreckensruf: „Menelaus rückt an, die Trompete schmettert, das Schicksal des Deiphobus droht dem Faust, die Schlingen dem Chor, das Beil der Helena!" Aber der Schreckensruf wirkt nicht mehr erschreckend und alarmirend, sondern wird von Faust als verwegene und unnütze Störung verworfen, da von Gefahr gar keine Rede sein könne; und nun schildert er zuerst in zehn, dann in siebzehn vierzeiligen gereimten Strophen seine Macht und nennt die Völker, über welche er gebietet, dazwischen läßt der Chor sein triumphirendes Jubellied ertönen, das mit den Worten schließt:

Denn wer entreißet sie jetzt
Dem gewalt'gen Besitzer?
Ihm gehört sie, ihm sei sie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit sicherster Mauer,
Außen mit mächtigstem Heer umgab.

Ein solches mächtiges, kampfbereites Heer gehört auch zum Frauencultus:

Nein, gleich sollst du versammelt schauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur der verdient die Gunst der Frauen,
Der kräftigst sie zu schützen weiß.

Die Heerführer schaaren sich um Faust, seiner Befehle gewärtig:

Drängt ungesäumt von diesen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück;
Dort irren mag er, rauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geschick.

Herrscherin ist Helena, Königin von Sparta, ihre Heerführer heißen Herzoge und sind ihre Vasallen, die mit Länderbesitz im Peloponnes belehnt und belohnt werden sollen. Darin besteht das Reich und die Feudalherrschaft der romantischen Helena, deren Mitregent Faust ist:

Herzoge soll ich euch begrüßen,
Gebietet Sparta's Königin,
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und euer sei des Reichs Gewinn.

Die Heere gehören alle zu den germanischen Völkerschaften. Der Dichter nennt die Germanen überhaupt, dann im Besondern die Gothen, Franken, Sachsen und Normannen. Die Gothen haben das römische Reich von Osten zum Westen kriegerisch durchzogen, die Franken sind erobernd in das keltisch-römische Gallien eingedrungen, die Sachsen in Britannien, die Normannen in Italien. Diesen Heeren und ihren Herzogen gehört Korinth, Achaja, Elis, Messene und Argolis:

Dann wird ein jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta soll euch überthronen,
Der Königin verjährter Sitz.

Und Faust herrscht neben und mit ihr, beide im Vollgenuß der glücklichsten Gegenwart, in der Mitte der herrlichen Pelopsinsel:

So ist es mir, so ist es dir gelungen,
Vergangenheit sei hinter uns gethan;
O fühle dich vom höchsten Gott entsprungen,
Der ersten Welt gehörst du einzig an.

Nicht feste Burg soll dich umschreiben!
Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarschaft.

Gelockt auf sel'gem Grund zu wohnen,
Du flüchtetest in's heiterste Geschick!
Zur Laube wandeln sich die Thronen,
Arkadisch frei sei unser Glück!

II. Das arkadische freie Glück.

1. Das Stillleben.

Der Schauplatz ist völlig verändert. Thron und Burg sind verschwunden, gemäß dem Worte des Faust: „Nicht feste Burg soll dich umschreiben!" An eine Reihe von Felsenhöhlen lehnen sich geschlossene Lauben; bis an die Felsen erstreckt sich ein schattiger Hain, in welchem die Choritiden zerstreut liegen und schlafen. Die ganze Scene kann nicht arkadischer und friedlicher gedacht werden, als sie ist. Faust und Helena, den Blicken der Welt verborgen, führen in ihren Grotten und Lauben das glücklichste Stillleben. Die einzige Dienerin, die sie gewollt und in ihrer Nähe behalten haben, ist Phorkyas, die sich dadurch hochgeehrt fühlt und ohne alle mephistophelische

Regungen, welche in die gegenwärtige Situation auch gar nicht gepaßt hätten, ihren Dienst mit voller Treue und sogar mit einer gewissen klugen Innigkeit ausübt; sie weiß, ihre Herrschaft sorgfältig im Auge zu behalten, dabei aber ihre eignen Geschäfte, wie heilsame Kräuter und Wurzeln suchen, so emsig und aufmerksam zu pflegen, daß jene sich für unbeobachtet und für allein halten.

2. Euphorion.

Mit dem Stillleben ist es vorüber. Aus dem Zweibund ist ein Dreibund hervorgegangen, dem glücklichen Paar ist ein Knabe geboren, der Euphorion heißt, wie nach Ptolemaios Chennos, einem alexandrinischen Gelehrten und Dichter aus den Anfängen der christlichen Zeit, der Sohn des Achilles und der Helena, der aus ihrer Vermählung auf den Inseln der Seligen hervorging, sei es, daß der Name (wie Chennos gemeint hat) von der Fruchtbarkeit jener Inseln entlehnt ist und soviel bedeutet als „der Fruchtbare", oder daß er dem Wortsinne gemäß die persönliche Beweglichkeit charakterisiren soll und soviel bedeutet als „der Behende, der Geschwinde".

Unser Euphorion ist der Behende, der leicht und froh Bewegte, strotzend von Lebenslust, von Lebens- und Entwicklungsdrang; er ist ein „Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit“; kaum geboren, bringt er in die Stille und Ruhe des elterlichen Lebens Unruhe und Lärm; schon von weitem hört man ihn schreien und lachen, jauchzen und springen, er springt vom Boden bis an die gewölbte Decke zum Entzücken und zum Schrecken der Eltern. In diesem Euphorion, dem Sohne des Faust und der Helena, erleben wir etwas von jenem ungestümen Sturm und Drang, aus dem der Dichter des Faust und dieser selbst hervorgegangen sind.

Plötzlich ist Euphorion in der Spalte einer rauhen Schlucht verschwunden, doch tritt er alsbald wieder hervor, angethan mit blumenstreifigem Gewande, Quasten und Binden, in der Hand die goldne Leier, „völlig wie ein kleiner Phöbus“, leuchtenden Hauptes:

Und so regt er sich gebärdend, sich als Knabe schon verkündend
Künftigen Meister alles Schönen, u. s. f.

Um alle die genannten wunderbaren Erlebnisse dem Chor zu verkünden und zu erzählen, hat Phorkyas die schlafenden Mädchen geweckt; dieselben, weit einheimischer und gläubiger einheimisch in der griechischen Mythologie, als wir denken konnten, halten dem Wunder das Wunder, dem kleineren das größere, der Geburt des Euphorion die des Hermes entgegen, der ein Sohn des Zeus und der Maja war. Zum Preise seiner Geburt und seiner Großthaten als Säugling vernehmen wir von dem Chor ein höchst anmuthiges und ergötzliches Lied, welches aber vielleicht unserem Dichter gelegener war als hier im Fortgange der Handlung am Platze. Es ist doch kein Fortgang, wenn der Chor zur Phorkyas sagt: „Ich will dir noch ein weit größeres unvergleichliches Wunder erzählen“:

> Nicht vergleicht sich dein Erzählen
> Dem, was liebliche Lüge,
> Glaubhaftiger als Wahrheit,
> Von dem Sohne sang der Maja.

Kaum hatte aus seinen köstlichen Windeln der kleine Merkur die elastischen, geschmeidigen Glieder befreit, als er sogleich sein Genie als der künftige

Gott der Diebe und Schälke zu bethätigen anfing und den großen Göttern nicht kleine und nebensächliche Dinge, sondern ihre Werkzeuge und Attribute wegnahm. So stahl er dem Neptun den Dreizack und dem Vulkan die Zange, dem Ares das Schwert und dem Apollo Bogen und Pfeile, ja er würde sogar dem Jupiter den Blitz geraubt haben, wenn er sich nicht vor dem Feuer gefürchtet hätte; den Eros besiegte er im Ringkampf, und der Venus, während sie ihn herzte, stahl er den Gürtel.

3. Jäger und Wild.

Dieses Chorlied macht in dem Ideengang unserer Dichtung einen Abschluß. Es ist zum letztenmal, daß die alten Götter gefeiert werden, denn aus der Vermählung des Faust und der Helena soll eine neue den Drang des Herzens offenbarende und die Herzen bewältigende Poesie hervorgehen, die sich im Euphorion schon regt und in seinem schnellen, feurigen, hinreißenden Lebenslaufe, begleitet von vollstimmiger Musik, uns vor Augen geführt wird. „Ein reizendes, reinmelodisches Saitenspiel erklingt aus der Höhle. Alle merken auf und scheinen bald innig gerührt."

Seltsam genug, daß Mephisto-Phorkyas es ist, welche die neue Dichtung ankündigt:

> Höret allerliebste Klänge,
> Macht euch schnell von Fabeln frei,
> Eurer Götter alt Gemenge
> Laßt es hin, es ist vorbei.
>
> Niemand will euch mehr verstehen,
> Fordern wir doch höhern Zoll:
> Denn es muß von Herzen gehen,
> Was auf Herzen wirken soll.[1]

---

[1] Dies ist gleichsam die Generalregel Goethescher Dichtung, welche Faust in seinem Gespräch sowohl mit dem Famulus als mit der Helena ausspricht: dort in einem der allerältesten Bestandtheile des Werks, hier in einem der jüngsten; zwischen beiden liegen 54 Jahre. Zum Famulus sagt er: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, wenn es nicht aus der Seele dringt, und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt". Vgl. dieses Werk. Bd. II. Cap. IX. S. 236. Zur Helena, als diese nach dem Geheimniß des Reimes forscht, sagt er: „Das ist gar leicht, es muß von Herzen gehn". Vgl. dieses Werk. Bd. IV. Cap. VII. S. 218. Wer hätte je gedacht, daß der letzte Verkündiger dieser großen poetischen und faustischen Wahrheit der als Phorkyas verkappte Mephistopheles sein soll? Doch wir wollen hier mit dem Dichter nicht rechten.

Das Thema des Euphorion ist der eigenmächtige Kampf einer gewaltigen Individualität mit der Welt, wodurch das elterliche Glück erschüttert und zerstört wird. Beide Eltern schwelgen in dem Gefühl ihres Zwei- und Dreibundes. Helena preist dieses ihr Liebesglück:

Liebe, menschlich zu beglücken
Nähert sie ein edles Zwei,
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet sie ein köstlich Drei.

Faust bestätigt das Gefühl des vollendeten Daseins:

Alles ist sodann gefunden:
Ich bin dein und du bist mein;
Und so stehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders sein!

Dieses glückliche Stillleben scheitert an der Unruhe des Euphorion, der nicht verhätschelt, kein Angst- und Sorgenkind, sondern sein eigen sein will, sein eigener Herr vom Kopf bis zur Zehe:

Ich will nicht länger
Am Boden stocken;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider,
Sie sind ja mein.

Zwar die anmuthige Mädchenschaar, welche den Chor ausmacht, gefällt dem Euphorion und er mischt sich gern in ihre Reihen, mit ihnen zu tanzen und zu singen, was das höchste Wohlgefallen der Helena erregt und die Mädchen selbst ergötzt: „Liebliches Kind; all' unsre Herzen sind all' dir geneigt“. Aber das Idyll ist schnell ausgespielt, er will mit ihnen nicht tanzen, sondern kämpfen und ringen:

Ihr seid so viele
Leichtfüßige Rehe,
Zu neuem Spiele
Frisch aus der Nähe,
Ich bin der Jäger,
Ihr seid das Wild.

Er will eine Beute haben, aber keine solche, die leicht zu haben ist, sondern sie muß erkämpft und bezwungen werden: „Das leicht Errungene, das widert mir, nur das Erzwungene ergetzt mich schier“. Darum hat er auch die wildeste von dem ganzen Chor gepackt und trotz der kräftigsten Gegenwehr fortgeschleppt, bis sie zuletzt sich in eine Flamme verwandelt und ihn versengt.

Nun hat Euphorion keine greifbaren Gegen=

stände mehr, die er an sich reißen und bewältigen kann. Hinaus in die weite Welt:

> Winde, sie sausen ja,
> Wellen, sie brausen da,
> Hör' ich doch beides fern,
> Nah wär' ich gern.

Zum Entsetzen der Eltern springt er von Höhe zu Höhe, bis er hinausblickt auf die buchtenreiche Pelopsinsel:

> Immer höher muß ich steigen,
> Immer weiter muß ich schaun.
> Weiß ich nun, wo ich bin!
> Mitten der Insel drin,
> Mitten in Pelops Land,
> Erde- wie seeverwandt.

4. Held und Märtyrer.

Es ist Krieg. Die Barbaren haben Griechenland erobert und unterjocht, die Griechen, ihrer großen Vergangenheit eingedenk, erheben sich zum Befreiungskampf, Euphorion erglüht in kriegerischem Enthusiasmus:

> Träumt ihr den Friedenstag?
> Träume, wer träumen mag.
> Krieg! ist das Losungswort.
> Sieg! und so klingt es fort.

— — — — — — — — —

Nein, nicht ein Kind bin ich erschienen,
In Waffen kommt der Jüngling an;
Gesellt zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiste schon gethan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet sich zum Ruhm die Bahn.

— — — — — — — — — —

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort widerdonnern Thal um Thal,
In Staub und Wellen Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Ist Gebot,
Das versteht sich nun einmal.

In der unbändigen Fülle seiner Thatenlust will Euphorion den Krieg nicht bloß in der Ferne schauen; sondern in nächster Nähe erleben und erleiden; er breitet seine Arme wie Fittiche zum Fluge aus und stürzt herab in die Tiefe, wie Ikarus, des Dädalus Sohn, der trotz der väterlichen Warnung mit seinem durch Wachs befestigten Flügeln der Sonne zu nahe kam und rettungslos in das Meer herabstürzte:

Sollt' ich aus der Ferne schauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

— Und ein Flügelpaar
Faltet sich los!
Dorthin! Ich muß! ich muß!
Gönnt mir den Flug!

Der Chor ruft: „Ikarus! Ikarus! Jammer genug."

Die Vollendung dieser Scene hat der Dichter in folgenden Worten beschrieben: „Ein schöner Jüngling stürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Todten eine bekannte Gestalt zu erblicken; doch das Körperliche verschwindet sogleich, die Aureole steigt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen". Euphorions letztes Wort ist ein Ruf aus der Tiefe:

Laß mich im düstern Reich,
Mutter, mich nicht allein!

5. Der griechische Befreiungskampf.

Die Barbaren, welche im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts Griechenland und seinen Archipel erst theilweise, zuletzt gänzlich erobert und unterjocht hatten, waren die osmanischen Türken, gegen deren Herrschaft sich das griechische Volk stets widerwillig geregt und in stolzem Bewußtsein seiner hellenischen Herkunft im Bunde mit dem europäischen Philhellenismus seit dem Jahre 1820 er-

folgreich empört hat. Die fortschreitende Selbständigkeit Griechenlands bildet einen sehr wesentlichen Bestandtheil der orientalischen Frage, wie sie gegenwärtig besteht.

Der Kampf für und um die Freiheit Griechenlands ist auch ein Kampf für und um die Helena. Goethe fühlte sich von dem europäischen Philhellenismus selbst ergriffen und angetrieben, als er im Jahre 1824 auf Eckermanns Vorstellungen sich entschloß, den zweiten Theil seines Faust auszuführen und zwar zunächst die Helena als „classisch-romantische Phantasmagorie, ein Zwischenspiel zum Faust". „Ich habe", so schrieb er im October 1826 an W. von Humboldt, „von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, aber abgeschlossen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine volle 3000 Jahre spielt, von Trojas Untergang bis zur Einnahme Missolunghis."[1]

[1] S. dieses Werk. Bd. II. Cap. V. S. 127. Nach der im Alterthum herrschenden Annahme des Eratosthenes sei Troja 407 Jahre vor der Einführung der olympischen Spiele und der Olympiadenrechnung, also (in die christliche Zeitrechnung umgesetzt) 1184 v. Chr. zerstört worden. Nun sind der Jahre von 1184 (vor Chr.) bis 1826 (nach Chr.) nicht volle 3000, sondern 3010.

6. Euphorion-Byron.

An der Spitze der europäischen Philhellenen stand Lord Byron, ausgezeichnet durch seine vornehme Geburt, seine glänzende Persönlichkeit und einen Dichterruhm ohne Gleichen. Nach einer etwas mehr als zweijährigen Weltreise, deren hauptsächlicher und interessantester Aufenthalt Griechenland gewesen, war er im Juli 1811 nach England zurückgekehrt, er hatte im folgenden Jahre (1812) die beiden ersten Gesänge seines Childe Harold (Pilgerfahrt des Ritters Harold) erscheinen lassen und dadurch das Wohlgefallen und Entzücken der Welt gewonnen. Nach einer kurzen, schon in Jahresfrist heillos gescheiterten Ehe, woran die vornehme Gesellschaft seines Vaterlandes die alleinige und verdammliche Schuld ihm zuschrieb, verließ er tiefverbittert (April 1816) England, um es nie wiederzusehen. Nun war er wieder der Ritter Harold auf der Pilgerfahrt und blieb es bis an sein Ende; leider blieben ihm nur noch acht Jahre zu leben. Er war vierundzwanzig, als er auf der Höhe seines Dichterruhms stand; von seinem „Corsar", einer jener kleinen poetischen Erzählungen, welche dem Hauptwerke nachfolgten,

seien an einem Tage dreizehntausend Exemplare verkauft worden. Das erste Jahr der neuen Pilgerfahrt verlebte er in der Schweiz, sah Genf und den Genfersee, Thun und die Berner Alpen. Im Mai 1817 begab er sich nach Italien und zwar für die nächsten Jahre nach Venedig, welche Stadt durch die Großheit ihrer Lage und ihrer Geschichte, einst die Beherrscherin dreier Königreiche, ganz seiner Phantasie gemäß war. Er hat von hier aus Florenz und Rom besucht (nicht Neapel). Sein Leben in Venedig war über alle Maßen verschwenderisch und zuchtlos, so daß seine plötzliche leidenschaftlich gefaßte und erwiderte Liebe zu der Gräfin Therese Guiccioli (geb. Gamba) aus Ravenna für eine moralische Rettung angesehen werden mußte. Ende des Jahres 1819 ging er nach Ravenna. Hier entstanden eine Reihe neuer, insbesondere dramatischer Dichtungen: Marino Falieri, Sardanapal, die beiden Foscari, Kain, Werner, die Weissagung Dante's, Francesca von Rimini u. s. f. Nach dem Sturze Napoleons war in Italien die Reaction und der Particularismus zurückgekehrt und mit beiden die Zeit der Verschwörungen; der Carbonarismus

stand in Blüthe. Die ganze Familie Gamba gehörte ihm an und bewog Byron zum Eintritt in den Geheimbund; damit aber konnte sich ein weiterer Aufenthalt in Ravenna, dieser päpstlich regierten Stadt, nicht vertragen, er begab sich deshalb mit der Gräfin nach Pisa, und da er sich auch hier auf die Dauer nicht sicher fühlen konnte, so beschloß er nach Genua und von hier zu Schiff nach Griechenland zu gehen, um an dem Befreiungskampf seinen thätigen, vielleicht glorreichen Antheil zu nehmen. Er fuhr von Genua an der Westküste Italiens entlang durch die Straße von Messina nach den ionischen Inseln und gelangte in den ersten Tagen des Februar 1824 nach Missolunghi (Mesolongion), das von den Türken belagert, von Maurocorbato entsetzt war und Byron mit fürstlichen Ehren als Retter und Befreier empfing. Aber sein Körper war nicht mehr stark und wiederstandsfähig genug, um das sumpfige Klima von Missolunghi zu ertragen. Nachdem er einige furchtbare Anfälle des Sumpffiebers erlitten und die letzten Kräfte dadurch verloren hatte, starb er am 19. April 1824, im 37. Jahre seines Lebens. Griechenland fühlte, was es verloren

hatte, und bezeugte seinen Schmerz durch seine 21 tägige Landestrauer.

7. Goethe und Euphorion-Byron.

Auf seiner Fahrt nach Griechenland hatte Byron in Livorno einen brieflichen Gruß von Goethe erhalten und erwidert. Ihm widmete er seinen Sardanapal: „Dem großen Goethe. Ein Ausländer nimmt es sich heraus, die Huldigung eines litterarischen Vasallen seinem Lehnsherrn darzubringen, dem ersten aller lebenden Schriftsteller, der die Litteratur seines Vaterlandes geschaffen und die Europas verherrlicht hat." Diese Widmung (1821) erhielt Goethe erst nach Jahren (im März 1826), als er mit der Ausdichtung der Helena beschäftigt war; auch seinen Werner (1822) hatte ihm Byron gewidmet: „Dem berühmten Goethe von einem seiner anspruchslosesten Bewunderer". Byron gedachte dieser Widmung in einem seiner Gespräche mit Medwin zu Pisa. „Goethe", sagte Byron in jenem Gespräche, „sehe ich für den größten Genius an, den das Jahrhundert hervorgebracht hat. Ich bin sehr begierig auf alles, was Goethe betrifft, ich labe mich an dem Ge-

danken, daß einige Analogie zwischen unseren Charakteren und Schriften herrscht. Ich gäbe die Welt darum, den «Faust» im Original lesen zu können."

Seitdem Byron wie ein Verstoßener England verlassen hatte (1816) und zu neuer Weltfahrt auf dem Continent erschienen war, erst in der Schweiz, dann in Venedig, verfolgte Goethe seine Schicksale und Werke mit dem größten Interesse, darin von seiner Schwiegertochter Ottilie von Goethe, die in Byrons Dichtungen lebte und webte, nicht bloß unterstützt, sondern mitergriffen und angefeuert. Die großen Eigenschaften Byrons seien menschliche Tugenden, seine Mängel und Fehler die des Lords, sein Dichtertalent sei unermeßlich. So pflegte Goethe ihn zu nehmen und gesprächsweise zu beurtheilen; er sei der modernste aller Dichter, nicht classisch, nicht romantisch, sondern „gegenwärtig wie der heutige Tag". Darum sah er in ihm den echten Sohn des Faust und der Helena: den wahren Euphorion.

Hier läßt Goethe seinen Chor, obwohl derselbe in lauter trojanischen Frauen besteht, die nicht den mindesten Grund haben, um den Lord

Byron zu klagen, den Trauergesang auf ihn anstimmen:

> Nicht allein! — wo du auch weilest,
> Denn wir glauben dich zu kennen,
> Ach! wenn du dem Tag enteilest,
> Wird kein Herz von dir sich trennen.

Groß und geliebt, als Dichter und Held, durch Lied und Muth, ist er eigentlich nicht zu beklagen, sondern zu beneiden und zu bewundern:

> Wüßten wir doch kaum zu klagen,
> Neidend singen wir dein Loos:
> Dir in klar- und trüben Tagen
> Lied und Muth war schön und groß.

Durch hohe Geburt war er zum glücklichsten Schicksal bestimmt, aber er war viel zu eigenartig, zu begabt und genial, um in den von Sitte und Gesetz breit getretenen Wegen der Welt zu gehen:

> Ach! zum Erdenglück geboren,
> Hoher Ahnen, großer Kraft,
> Leider! früh dir selbst verloren,
> Jugendblüthe weggerafft.
> Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
> Mitsinn jedem Herzensdrang,
> Liebesgluth der besten Frauen
> Und ein eigenster Gesang.

Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei in's willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Zwei Jahre nach Byrons Tode fiel Missolunghi in die Hände der Türken:

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermummt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.

Aber es giebt ein schönes und versöhnendes Schicksal, welches dem häßlichen und vermummten Trotz bietet:

Doch erfrischet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt:
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

III. Der Schluß der Helenatragödie.

1. Helenas Abschied.

Die Mutter folgt dem Rufe des Sohnes, der das Band war, welches sie mit dem Leben und der Liebe verknüpft hat. Dieses Band ist zerrissen. Jetzt erfüllt sie von neuem das der Schönheit beschiedene tragische Loos und verkündet es dem Faust nicht mehr in der romantischen Sprache des Reims, sondern in jambischen Trimetern, wie es der griechischen Heldenfrau und der griechischen Tragödie entspricht:

> Ein altes Wort bewährt sich leider auch an mir:
> Daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint.
> Zerrissen ist des Lebens wie der Liebe Band,
> Bejammernd beide, sag' ich schmerzlich Lebewohl!
> Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
> Persephoneia, nimm den Knaben auf und mich.

Indem sie Faust zum letztenmale umarmt und als körperliche Erscheinung verschwindet, läßt sie Kleid und Schleier in seinen Armen. Es ist ein Sinnbild, dessen erhabene Bedeutung in den letzten Acten unsrer Fausttragödie fortwirkt. Was diese Zeichen bedeuten, sagt die Phorkyas mit demselben Recht und aus demselben Grunde, wie der Chor

in seinem Trauergesange die Schicksale Byrons gepriesen und beklagt hat. Diese erhabene Deutung ist der Phorkyas letztes Wort:

Halte fest!
Die Göttin ist's nicht mehr, die du verlorst,
Doch göttlich ist's. Bediene dich der hohen,
Unschätzbar'n Gunst und hebe dich empor,
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Aether hin, solange du dauern kannst.
Wir sehn uns wieder, weit, gar weit von hier.

2. Die Auflösung des Chors.

Die Würde und Erhabenheit der Helena sichert ihr die persönliche Fortdauer im Hades und zwar als einer Königin dicht am Throne der Beherrscherin der Unterwelt, welche Panthalis „die Unerforschliche" nennt. Diese selbst, beseelt von der Treue für ihre Herrin, eilt ihr nach und verlangt von den Choritiden, daß sie als getreue Mägde ihr folgen; sie ist froh, daß der arkadische Zauberspuk mit seinem musikalischen Trödel vorüber ist, und die Phorkyas, diese „altthessalische Vettel", ihre Rolle ausgespielt hat.

Aber der Chor ist gar nicht gewillt, der Mahnung seiner Führerin Folge zu leisten. Der Hades

ist dunkel, öde und langweilig. In weiter Ferne von der Mitte, wo die Herrscher mit ihren Umgebungen thronen, muß sich das Volk, zu dem auch der Chor gehört, auf den Asphodeloswiesen mit ihren blassen Lilien und kümmerlichen Knollen, die zur Todtenspeise dienen (diesen Kartoffeln des Hades, wie wir sagen möchten), zerstreuen oder sich zu den Pappeln und Weiden gesellen. Pappeln und Weiden! Das sind schon in der Oberwelt langweilige und traurige Gewächse; um wie viel mehr im Hades! Wenn sich hier der Chor vernehmbar machen will, da ihm doch der Trieb zur Geschwätzigkeit keineswegs fehlt, so bleibt ihm nichts übrig, als zu piepsen wie die Fledermäuse, „Geflüster, unerfreulich, gespenstig"!

Damit hat sich der Chor selbst sein Urtheil gesprochen. Diese Geschöpfe sind individualitäts- und namenlos, sie sind ohne alle höher gestimmten oder gerichteten Lebenszwecke, zu denen auch die persönliche Treue gehört; demgemäß entscheiden sich ihre Schicksale und die Art ihrer Fortdauer nach den Worten der Panthalis:

Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an; so fahret hin!

Mit meiner Königin zu sein, verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienst, auch Treue wahrt uns die Person.

Mit diesem Loose, das er in der heiteren und lichten Welt zu erfüllen hat, ist der Chor auch völlig einverstanden und zufrieden. In der Vermählung mit der Natur leben sie nunmehr als Elementargeister und verzichten auf das persönliche Dasein:

Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geister,
Wir auf sie vollgültigen Anspruch.

Auf seinem Uebergange in das Natur- und geistige Elementarleben verzweigt sich der Chor in vier Theile: die einen verwandeln sich in Bäume (Dryaden), Fruchtbäume, jener Anfangszeiten gedenkend, wo Menschen und Thiere von Baumfrüchten lebten, „Und, wie vor den ersten Göttern, bückt sich alles um uns her"; die andern verwandeln sich in Berggeister (Oreaden), den Stimmen der Natur lauschend, dem Säuseln, Singen und Donnern, lauschend und wiederhallend; die dritten verwandeln sich in Quell- und Flußgeister (Najaden), immer forteilend, immer ab-

wärts, „mäandrisch wallend", Wiesen, Matten, Gärten wässernd, wie es dort die hohen, in den Aether emporsteigenden Cypressen kennzeichnen; endlich die vierten und letzten verwandeln sich in die Geister der Weinberge, wo die Diener des Bacchus zu allen Göttern beten, „fördersamst zum Sonnengott".

3. Die Dionysien.

Dann kommt die herrliche Zeit der Traubenfülle, der Traubenreife, der Traubenkelterung, die Zeit der Weinernte, der Weinfeste und Weinfreuden; das in den Geistern der Weinberge verborgene Leben gelangt zur Klärung, die Mysterien enthüllen, der Gott selbst offenbart sich: Dionysos erscheint mit seinem ganzen Gefolge, den Bacchanten und Bacchantinnen, dem Silenus und den Satyrn:

Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, gluthend Beerenfüllhorn aufgehäuft,
Wo der stille Winzer wirkte, dort auf einmal wird's lebendig.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Denn es hat sich Dionysos aus Mysterien enthüllt.
u. s. f.

Mit der Schilderung der Weintrunkenheit und des Weintaumels schließt dieser dritte Act. Es

heißt: „Der Vorhang fällt. Phorkyas im Proscenium richtet sich riesenhaft auf, tritt aber von den Kothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück und zeigt sich als Mephistopheles, um, insofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren." Nach einem aufgefundenen Bruchstück sollte sich diese Commentation auf den Euphorion und dessen beschleunigten Schicksalsgang beziehen, vergleichbar dem Gang der Dinge im brittischen Theater, sie enthält nichts, was zum Verständnis der Helenatragödie etwas beitragen könnte.

Achtes Capitel.

Der Kampf um das neue Land.

I. Die Wiedervereinigung zwischen Faust und Mephistopheles.

1. Auf dem Hochgebirg. Fausts Vergangenheit: Helena und Gretchen.

Als Helena von Faust Abschied genommen und Kleid und Schleier in seinen Armen zurückgelassen hatte, damals hatte Mephistopheles noch in der Gestalt der Phorkyas diese Zeichen in erhabener Weise gedeutet:

> Halte fest, was dir von allem übrig blieb.
> Das Kleid, laß es nicht los.
> Halte fest!
>
> — — — — — — — — — — — — — — —
>
> Es trägt dich über alles Gemeine rasch
> Am Aether hin, so lange du dauern kannst.
> Wir sehn uns wieder, weit, gar weit von hier.[1]

[1] Vgl. oben Cap. VII. S. 242.

Diese Worte gehen jetzt in Erfüllung. Eine Wolke hat den Faust in sich aufgenommen und, wie er es einst auf jenem Osterspaziergange gewünscht[1], gleich einem Zaubermantel über Land und Meer mit sich fortgetragen, weit, gar weit von Arkadien; sie läßt sich auf einem Hochgebirge nieder, nicht zerstiebend, sondern sich anlehnend, auf eine vorstehende Platte sich herabsenkend, sich theilend, so daß Faust aus ihr hervorgeht und einen starken zackigen Felsengipfel betritt, unter sich in die tiefste Einsamkeit schauend. Er ist allein mit sich und den Wolken. Die beiden tiefsten und schönsten Erinnerungen seines Lebens gestalten sich in seiner Phantasie zu Wolkengebilden.

Die Wolke, die den Faust hierhergebracht und sich langsam von ihm abgelöst hat, ballt sich zur Wolkenmasse und schwebt nach Osten, wo sie sich lagert und als fernes Eisgebirge leuchtet:

> Ja! das Auge trügt mich nicht! —
> Auf sonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingestreckt,
> Zwar riesenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,
> Ich seh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen.

---

[1] Vgl. Bd. III. Cap. II. S. 62.

Daß die herrliche Frauengestalt nicht bloß Helena, sondern auch Juno und Leda genannt wird, ist bedeutsam, denn es ist nicht bloß die Helena gemeint, welche Faust im zweiten Theile unserer Dichtung erlebt hat, von welcher er herkommt, deren Schleier seine Wolke ist, sondern das classische Ideal überhaupt, die Welt der classischen Schönheit, einem fernen Eisgebirge vergleichbar. Von der Helena in diesem Sinn gilt das Wort des Faust: „Und spiegelt blendend flücht'ger Tage großen Sinn".

Seit jenem schrecklichen Ausspruch, womit Faust in Gretchens Kerker den ersten Theil seiner Tragödie beschlossen hatte: „O wär' ich nie geboren!" haben wir bis zu dieser Stelle kein Wort von ihm vernommen, worin er Gretchens gedacht hätte. Dazwischen liegen sein Aufenthalt am Vierwaldstättersee, am Hofe des Kaisers, der Karneval, der Gang zu den Müttern, die Beschwörung der Helena, der Flug nach Thessalien, die Wanderungen durch die classische Walpurgisnacht, der Abstieg in die Unterwelt, die Vereinigung mit der Helena; das arkadische Idyll, die Tragödie des Euphorion, die Tragödie der Helena und

deren Rückkehr zur Persephone; ihr Kleid und Schleier haben sich in die Wolke verwandelt, die den Faust fortgetragen und auf den Gipfel niedergelassen hat, wo er steht, allein mit sich und den Wolken des Himmels. Weite Zeiträume, ungeheure Erlebnisse! Es giebt keine Scene, in welcher Faust sich selbst, seinem Innern und seinen Erinnerungen in tiefster Einsamkeit sich so hätte hingeben können, als diese letzte und gegenwärtige.

So viel wir in das Leben und die Schicksale des Faust zurückblicken können, findet sich hier der erste Moment, wo die Erinnerung an Gretchen und sein Schuldgefühl nicht mit zermalmendem Gewissensdruck auf ihm lastet, sondern wie ein „Nebelstreif" erscheint, der zwar sein Leben verdunkelt, aber auf der gegenwärtigen Erinnerungshöhe sich zugleich zu dem rührenden Bilde verklärt, aus dem Gretchens Seelenschönheit und die Glückseligkeit seiner ersten Liebe entgegenleuchtet, die Aurora seiner Liebe:

> Täuscht mich ein entzückend Bild,
> Als jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut?
> Des tiefsten Herzens frühste Schätze quellen auf,
> Aurorens Liebe, leichten Schwung bezeichnet's mir,

Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Aether hin
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort.

2. Mephistopheles als Kundschafter.

Mephistopheles sucht den Faust zu erreichen, so eilig er kann; eine Helenawolke steht ihm nicht zu Gebot und den eigenen Zaubermantel, auf dem er durch die Luft kommen könnte, will er nicht brauchen, denn er hat das Land auszukundschaften und zu durchspähen, da es sich um neue Lebenspläne für Faust handelt.

Er faßt sogleich den Gipfel ins Auge, auf dem Faust steht, und erkennt in ihm einen alten Höllenschlund, wie denn die geologischen Revolutionen darin den politischen und umgekehrt gleichen, daß sie das Unterste zu oberst kehren, die Welt umstürzen und gleichsam auf den Kopf stellen. Wenn überall im Innern der Erde die Hölle brennt, so müssen auch die Teufel dabei sein und wegen des vielen Rauches husten und prusten, woraus allerhand Eruptionen, Vulcane u. s. f. entstehen. Darum sagt Mephistopheles, indem er auf die

zertrümmerten Felsen, die vor Augen liegen, hinweist:

> Was geht mich's an! Natur sei, wie sie sei!
> 's ist Ehrenpunkt! — Der Teufel war dabei.
> Wir sind die Leute, Großes zu erreichen;
> Tumult, Gewalt und Unsinn! sieh das Zeichen! —

Dieses Zeichen sind zertrümmerte und zerklüftete Felsen.

Der Dichter benutzt auch hier die Gelegenheit, um seinen Unwillen wider den Vulcanismus in Spott und Spaß auszulassen. Da wir aber diesen seinen Antivulcanismus schon in der classischen Walpurgisnacht ausführlich kennen gelernt haben, so wollen wir statt aller Wiederholung hier darauf zurückweisen.[1]

3. Der neue Lebensplan.

Faust hat von seiner Wolkenhöhe herab die irdischen Reiche und Herrlichkeiten zu seinen Füßen gesehen, wie der Teufel Jesum auf einen hohen Berg führte und alle Reiche und Herrlichkeiten der Welt schauen ließ (Matth. IV). Es ist

---

[1] S. oben Cap. V. (Nr. II. Vulcanismus und Neptunismus.) S. 126—136.

Mephistopheles, der im Gefühle seiner Teufelsverwandtschaft diesen Vergleich anstellt und an Faust die Frage richtet: „Gefiel dir nichts an unsrer Oberfläche? — — doch, ungenügsam wie du bist, empfandest du wohl kein Gelüst?"

Fausts Antwort lautet: „Und doch! Ein Großes zog mich an. Errathe!"

Mephistopheles nach seiner Art, die Werthe der Dinge und Menschen zu schätzen, räth auf die Gegenstände, welche vor allen anderen die menschliche Eitelkeit und Sinnlichkeit zu reizen und zu befriedigen pflegen, wenn nicht etwa gar, wie er scherzend bemerkt, Faust aus mondsüchtigen Gelüsten ganz von der Erde abgekommen und mit seinen Wünschen auf den Mond gerathen ist. Fausts Antwort lautet:

> Mit nichten! dieser Erdenkreis
> Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
> Erstaunenswürdiges soll gerathen,
> Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Was nun die Mächte der Erde und ihre Lockungen betrifft, so erscheinen dem Mephistopheles als die beiden ungeheuersten Befriedigungen der menschlichen Eitelkeit die ausgedehnte Volksgunst

und die Fürstenallmacht, als die der menschlichen Sinnlichkeit die schrankenlose Wollust, die Privatherrschaft über viele schöne Frauen in der verschwiegensten und heimlichsten Form. „Ich sage Fraun; denn ein für allemal denk' ich die Schönen im Plural."

Als Schauplatz der Volksgunst schildert Mephistopheles die Weltstadt mit ihrer engen zusammengepreßten City, dann ihren weiten Plätzen und breiten Straßen, zuletzt ihren grenzenlosen Vorstädten, überall wimmeln die Volkshaufen, die den Volksgünstling, sobald er sich zeigt, sei es zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen, durch stürmische Zurufungen feiern und anjubeln. Als den Schauplatz der Fürstenallmacht schildert er das Königsschloß zu Versailles, als die Residenz der Wollust den nahegelegenen Hirschpark, wir sind in den Zeiten der vorbildlichen Herrschaft Ludwigs XIV. und Ludwigs XV.

Man kann die Volksgunst nicht lieben und gewinnen, ohne dem Volke zu schmeicheln und dadurch Vorstellungen und Triebe einzuflößen, woraus Rebellen erwachsen. Darum lautet Fausts Antwort auf das lockende Angebot der Volksgunst:

Das kann mich nicht zufrieden stellen!
Man freut sich, daß das Volk sich mehrt,
Nach seiner Art behäglich nährt,
Sogar sich bildet, sich belehrt,
Und man erzieht sich nur Rebellen.[1]

Wie aber Mephistopheles ihm den Parkserail der Wollust mit allen seinen Reizen anbietet, lautet die Antwort des Faust so einfach wie zurückschreckend:

Schlecht und modern! Sardanapal!

Daß Faust entschlossen ist, nicht unnütz dahinzuleben, sondern seine „Kraft zu kühnem Fleiß" anzuwenden, erscheint dem Mephistopheles nach der Art seiner Menschenschätzung als ein Zeichen und Beweis der Eitelkeit, er strebe nach Ruhm, eine naturgemäße Folge seiner Gemeinschaft mit der griechischen Heldenfrau:

Und also willst du Ruhm verdienen?
Man merkt's, du kommst von Heroinen.

Die Berichtigung des Faust ist kurz und grandios:

Herrschaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That ist alles, nichts der Ruhm.

[1] Dieses Wort hat Goethe unter dem Eindruck der Julirevolution geschrieben.

Die Ziele, welche Faust ergriffen hat und von jetzt an verfolgt, die Gründung eines neuen Menschenreichs, übersteigen nicht bloß die Ideensphäre, sondern dergestalt die Fassungskräfte des Mephistopheles, daß an dieser höchst bedeutsamen Stelle Faust ihm zuruft:

> Von allem ist dir nichts gewährt.
> Was weißt du, was der Mensch begehrt?
> Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
> Was weiß es, was der Mensch bedarf?

Wir haben es schon zu wiederholtenmalen hervorgehoben, daß in dem Charakter und der Geistesart des Mephistopheles eine Macht liegt, welche einen siegreichen und bannenden Einfluß auf den Faust ausübe: er durchschaut alle die Selbsttäuschungen, welche Faust verwünscht, aber erleidet, immer von neuem erlebt und in der scharfen Beleuchtung des Mephistopheles als solche erkennt. Wie oft sind wir Gesprächen dieser Art begegnet, in welchen Faust bei allem gereizten und entschlossenen Widerstreite sich doch im Stillen sagen mußte und sagte: „er hat Recht“.[1]

---

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. III. Cap. IV. S. 89—95. Cap. X. S. 296 ff.

Diese Ueberlegenheit des Mephistopheles, die zu den dramatisch nothwendigen, in der Ausführung gelungensten und genialsten Bestandtheilen unserer Dichtung gehört, ist nunmehr von seiten des Faust völlig ausgelebt und überwunden. Im Bewußtsein seiner erhabenen Weltzwecke redet Faust zu Mephistopheles, wie nie zuvor, in einer bündigen, allen Widerspruch ausschließenden und niederschlagenden Kürze: „Ein Großes zog mich an!" „Schlecht und modern! Sardanapal!" „Die That ist alles, nichts der Ruhm." Er spricht von oben herab, wie der Herr zum Diener, der die Zwecke des Herrn auszuführen, aber nicht hineinzureden hat, weil er nichts davon versteht, Faust sagt es mit dem Accent der Geringschätzung: „Von allem ist dir nichts gewährt. Was weißt du, was der Mensch begehrt?" u. s. w. Und Mephistopheles redet nicht hinein, sondern sagt kleinlaut:

> Geschehe denn nach deinem Willen!
> Vertraue mir den Umfang deiner Grillen.

Auf seinem Fluge über Land und Meer ist Faust von dem Anblick des Weltmeers, von der Betrachtung des regelmäßigen Wechsels zwischen

Ebbe und Fluth, von der zeitweisen Entstehung eines neuen Küstenlandes in Folge der Ebbe gefesselt und von dem Plane ergriffen worden, dieser Geburt des neuen Landes festen und dauernden Bestand zu verschaffen, seine Wiedervernichtung in Folge der Fluth zu verhindern und durch unüberwindliche Widerstandskräfte das Meer einzudämmen. Dieser Plan ist es, von dem Faust zu Mephistopheles sagt: „Ein Großes zog mich an".

Er beschreibt den Anblick des Wechsels von Ebbe und Fluth:

> Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen,
> Es schwoll empor, sich in sich selbst zu thürmen.
> Dann ließ es nach und schüttete die Wogen,
> Des flachen Ufers Breite zu bestürmen.

Mit leidenschaftlicher Begeisterung schildert er seine Pläne und fordert nicht die Meinung, sondern den Dienst des Mephistopheles:

> Da faßt' ich schnell im Geiste Plan auf Plan:
> Erlange dir das köstliche Genießen,
> Das herrische Meer vom Ufer auszuschließen,
> Der feuchten Breite Grenzen zu verengen
> Und, weit hinein, sie in sich selbst zu drängen.
> Von Schritt zu Schritt wußt' ich mir's zu erörtern;
> Das ist mein Wunsch, den wage zu befördern!

Die große und wahrhaft faustische Idee ist, zur Gründung seines neuen Staats das neue Land selbst zu schaffen durch den siegreichen Kampf mit dem Meer. So sind die Niederlande entstanden, so Holland; daher das stolze und prächtige Wort der Holländer: „Gott hat das Meer gemacht, das Land wir!"

Indessen gehört zu einer solchen Erwerbung und Besitzergreifung des neuen Landes nicht bloß die Kraft, sondern auch das Recht, welches nur der Kaiser verleihen kann. Eine solche Rechtsverleihung aber will durch Verdienste um das Wohl und die Person des Kaisers selbst verdient sein. Und dazu bietet sich sogleich die beste Gelegenheit, sie ist vielmehr schon da, weshalb Mephistopheles jenen Befehl des Faust: „Das ist mein Wunsch, den wage zu befördern!" mit den Worten erwidert: „Wie leicht ist das! Hörst du die Trommeln fern?" „Schon wieder Krieg!" ruft Faust, „Der Kluge hört's nicht gern." Wenn es in der Welt nach der Vernunft ginge, wie Faust wünscht, so würden die Menschen gemeinsam die ihnen feindlichen Elemente bekämpfen, nicht aber sich gegenseitig bekriegen. Daher: „Der Kluge hört's nicht gern".

II. Der Krieg. Der geheiligte Aufruhr.

1. Der Kaiser.

In seinen Siebenmeilenstiefeln hat Mephistopheles die Lande durchwandert und die Lage der Dinge erkundschaftet. Der Kaiser führt Krieg. Durch jenen falschen Reichthum des Papiergeldes in die Irre geführt, hat der Kaiser das Reich ganz aus den Augen verloren und nur seinem Vergnügen und Genusse gelebt; darüber sind die öffentlichen Zustände ins Verderben und in Auflösung gerathen. Alle folgen dem kaiserlichen Vorbilde, der Sinn und Respect für das Ganze ist zu Grunde gerichtet, die schlechten particularen Interessen bekämpfen einander, der Bischof kämpft mit Capitel und Gemeine, die Zünfte mit dem Adel, die Burgen mit den Städten, das Faustrecht herrscht, Leben heißt „sich wehren“:

> Und solchen Zustand durfte niemand schelten,
> Ein jeder konnte, jeder wollte gelten.
> Der Kleinste selbst, er galt für voll.

Am Ende waren die Zustände so unerträglich, daß „die Besten“ und „die Tüchtigen“, wie Mephistopheles sie nennt, sich dagegen erhoben, den

Kaiser absetzten und einen neuen Kaiser wählten, der wieder ein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens stiften solle. Ein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens, gegründet auf einen Treubruch! „Das klingt sehr pfäffisch“, sagt Faust. Und Mephistopheles bestätigt das Wort, indem er es dem Faust nachspricht:

Pfaffen waren's auch,
Sie sicherten den wohlgenährten Bauch.
Sie waren mehr als andere betheiligt.
Der Aufruhr schwoll, der Aufruhr ward geheiligt;
Und unser Kaiser, den wir froh gemacht,
Zieht sich hierher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Der Kaiser war jung und unreif, als er auf den Thron kam und in der Weltregierung, die ihm zufiel, nicht eine ungeheure Aufgabe, sondern ein ungeheures Pläsir sah:

Und ihm beliebt' es, falsch zu schließen:
Es könne wohl zusammengehn,
Und sei recht wünschenswerth und schön,
Regieren und zugleich genießen.

Die Welt regieren heißt ihre Zustände erhöhen, steigern, über sich selbst hinausführen; dazu gehört ein höchst einsichtsvoller, mächtiger, hoher Wille

und die tiefste, unergründliche Verschlossenheit; nur die Allervertrautesten sind eingeweiht, jedes vorlaute Wort ist vom Uebel; die Welt erfährt die großen Dinge erst, indem sie dieselben erlebt, d. h. durch ihre Ausführung. — Will man aber die Welt genießen, so braucht man Kumpane, Leute geschwätziger, mit den Gelüsten des Tages vertrauter Art, alltägliche Leute, deren Verkehr und Umgang gemein macht.

Nach der Schilderung des Mephistopheles wollte der junge und unreife Kaiser beides: die Welt zugleich regieren und genießen, er nahm das Regieren als den Gipfel des Genießens. Die Entgegnung des Faust, diese Schilderung des wahren Πολιτικός ist eine der schönsten und tiefgedachtesten Stellen der ganzen Faustdichtung, die erst hier in dem zweiten Theile des Werkes ihren Platz findet:

Ein großer Irrthum. Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen.
Was er den Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist gethan, und alle Welt erstaunt.
So wird er stets der Allerhöchste sein,
Der Würdigste —, Genießen macht gemein.

„So ist er nicht!“ sagt Mephistopheles, „Er selbst genoß und wie?“

Was aber den Fortgang der Dinge betrifft, die wir vor Augen haben, so gewährt der Krieg, welchen der Kaiser führt, dem Faust die günstigste Gelegenheit, ihm zu dienen: „Gelegenheit ist da, nun, Fauste, greife zu!“

Der Kaiser steht vor der letzten Schlacht. Diese für ihn zu gewinnen und ihm damit die verlorene Herrschaft zurückzuerobern, wäre ein Verdienst, welches der Kaiser ohne Zweifel mit der Belehnung des neuen Landes belohnen würde, welches Faust dem Meere abringen will. Aber diese Schlacht zu gewinnen, ist nicht Sache des Faust, wohl aber des Mephistopheles und seiner Zauberkünste; es wäre das Meisterstück seiner im Dienste des Faust gelungenen Zauberthaten: „Schon manches hast du durchgemacht, nun, so gewinn' auch eine Schlacht!“

Faust steht mit seinem Gefühl auf seiten des Kaisers, der zwar alle Irrthümer und Fehler des unreifen Herrschers im Uebermaß hat, aber offen, natürlich und ohne alle Verstellungskunst ist: dies

hat ihm die Neigung des Faust gewonnen: „Er jammert mich, er war so gut und offen“.

2. Die drei Gewaltigen.

Die drei Gewaltigen, welche Mephistopheles als die ersten seiner Zaubermächte, als „Urgebirgs Urmenschenkraft“, aufbietet und Faust dem Kaiser als kriegerische Hülfe zuführt, sind in Ansehung ihrer Personen und Namen biblischen Ursprungs, nur daß zwischen beiden kein anderer Zusammenhang ist, als welchen Goethe erst hier erkünstelt.

Die vorbildlichen Personen sind unter den dreißig obersten Kriegsleuten Davids in seinen Kämpfen mit den Philistern die drei vornehmsten: Jasobeam, der seinen Spieß aufhob und achthundert zu Boden schlug, Eleasar und Samma. (2. Samuel., Cap. XXIII, 8, 9, 11, 13.)

Die Namen aber der drei Gewaltigen stammen aus dem Propheten Jesaias, der seinem Volke den bevorstehenden Untergang des Reiches Israel durch den König von Assyrien verkündete, was auch, wie die Bibel berichtet, durch Salmanassar im Jahre 722 v. Chr. geschah; die Zeit des Raubens und Ausbeutens ist nahe herbeigekommen,

wie es der Prophet (Cap. VIII, 1, 3) ausspricht: „Und der Herr sprach zu mir: Nimm vor dich eine große Tafel, und schreib darauf mit Menschengriffel: Raubebald, Eilebeute." — „Und ich ging zu der Prophetin, die ward schwanger und gebar einen Sohn. Und der Herr sprach zu mir: Nenne ihn Raubebald, Eilebeute."

Diese Namen braucht Goethe seinen Zwecken gemäß, der dem Sinne des Propheten völlig zuwiderläuft, und da es sich nicht bloß um das Machen der Beute, sondern auch um das Festhalten derselben handelt, so nennt er seine drei Gewaltigen: „Raufebold (Raufbold), Eilebeute und Haltefest". (So heißen nun bei Goethe die drei vornehmsten Kriegsleute Davids: Jasobeam = Raufebold, Eleasar = Eilebeute, Samma = Haltefest.)

Unter den Händen Goethes ist aus Eilebeute eine Frau und zwar eine Marketenderin geworden, der wir als solcher nach der Schlacht im Zelte des besiegten und flüchtigen Gegenkaisers begegnen werden; er hat sie auch mit einem Manne von gleichbedeutendem Namen verheirathet: er heißt Habebald. Die drei Gewaltigen Goethes heißen

demnach Raufebold, Habebald, Haltefest. Es sind im letzten Act, im Reiche des Faust, „Die drei gewaltigen Gesellen“, welche Mephistopheles befehligt.

Sie erscheinen im Harnisch, da der Geschmack der Zeit das mittelalterliche Ritterwesen über die Maßen liebt; ihr Zeitkostüm ist der Harnisch, ihre Bedeutung im Stück ist erklärtermaßen allegorisch; darum sagt Mephistopheles zu den Zuschauern (ad spectatores):

> Es liebt sich jetzt ein jedes Kind
> Den Harnisch und den Ritterkragen;
> Und, allegorisch wie die Lumpe sind,
> Sie werden nur um desto mehr behagen.

3. Der Gang der Schlacht.

Unterhalb eines Vorgebirges, von welchem der Kaiser mit dem Obergeneral herabsteigt, in einem wohlgelegenen Thale, steht sein Heer so geordnet, daß der rechte Flügel ein weites, wellenförmiges, der Reiterei unzugängliches Gebiet beherrscht, während der linke Flügel sich auf eine felsige Gegend stützt und einen durch das Gebirge führenden Engpaß bewacht, in der Mitte ist die mäch=

tige, quadratisch geordnete Phalanx[1] aufgestellt mit ihren in der Morgensonne leuchtenden und blitzenden Speeren, was dem Kaiser einen freudigen Anblick gewährt:

> Den schönen Blick hab' ich zum erstenmal.
> Ein solches Heer gilt für die Doppelzahl.

Um so schlimmer sehen die Dinge aus, von Innen betrachtet. Man hat Kundschafter in die kaiserlichen Lande gesendet, um die Vasallentreue sowohl anzufeuern als zu erproben. Die Nachrichten, welche zurückkommen, lauten schlimm und schlimmer, obwohl sie in den schönsten Versen vorgetragen werden. Nie haben Versform und Versinhalt schlechter zusammengepaßt. Dem ersten Kundschafter hat man noch allerhand Betheuerungen der Treue und Huldigung gemacht, nur könne man dem Kaiser wegen der inneren Gährung und Unruhe keine Hülfe leisten; der zweite Kundschafter berichtet müde und zitternd, daß man einen

---

[1] Goethe schreibt unrichtigerweise der Phalanx; es ist zu tadeln, daß die Correctoren, welche die Handschrift durchgesehen haben, wie z. B. Riemer, diesen Fehler nicht beseitigt haben.

Gegenkaiser erwählt hat, dem alle folgen, und alles in heller Empörung ist.

Der Kaiser ist redlich und tapfer. Daß aus Treulosigkeit und Abfall ein Gegenkaiser erwachsen ist, läßt ihn erst inne werden, daß er der echte und rechte Kaiser ist:

> Ein Gegenkaiser kommt mir zum Gewinn,
> Nun fühl' ich erst, daß Ich der Kaiser bin.

Trotz seiner Genußsucht hat er die Kraft und selbst das Bedürfniß, Gefahren herauszufordern und zu bestehen. Wir erinnern uns, wie auch der Kaiser selbst im gegenwärtigen Momente daran denkt, jener Scene im Mummenschanz, es war die letzte, wo der Kaiser sich zu tief in den feuerflüssigen Schatz hinabgebeugt hatte und plötzlich selbst Feuer fing, er stand mitten im Feuer, alle Welt schrie: „er ist verloren!" er blieb unerschrocken:

> Das Element drang gräßlich auf mich los,
> Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
> Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt,
> Ich bringe nach, was frevelhaft versäumt.

Jetzt will er dem Kriege ein schnelles Ziel setzen, indem er den Gegenkaiser zum ritterlichen

Zweikampfe herausfordert und vor Begierde brennt, das feindliche Haupt zum Schemel seiner Füße zu machen und den Gegner mit eigner Faust in das „Todtenreich" hinabzustoßen; er hat seine Herolde mit der Herausforderung ins feindliche Lager gesendet, die Herolde sind verlacht worden, der Kaiser gilt für nichts, man spricht von ihm wie von einem verklungenen Echo, von einem Märchen, welches sagt: „Es war einmal!"

Das Schicksal des Kaisers beruht nunmehr auf dem Waffenglück seines Heeres, dem Faust die „drei Gewaltigen" zugeführt hat, als die Abkömmlinge eines in der Kenntniß und Ausübung geheimnißvoller Natur- und Zauberkräfte bewanderten Bergvolkes. In der Gebirgswelt steht man der Natur näher und ist mit ihr vertrauter als in der flachen Welt.

Ein solcher berühmter, in die Kenntniß und Auffindung unterirdischer Schätze eingeweihter Ort ist Norcia, zwischen dem Sabinerland und Spoleto gelegen. Der mächtige Zauberer (Nekromant = Schwarzkünstler) von Norcia, ist mit allen seinen Kräften dem Kaiser ergeben und zugethan; er war in Rom als Hexenmeister zum Feuertode

verurtheilt und stand schon auf dem Holzstoß, als der Kaiser, damals zu seiner Krönung in Rom, ihn gerettet hat. Er ist es, der dem Kaiser durch Faust die Hülfe der Gewaltigen sendet:

> Der Nekromant von Norcia, der Sabiner,
> Ist dein getreuer, ehrenhafter Diener.
> u. s. f.[1]

Er sendet ein Siegeszeichen, welches Faust dem Kaiser zeigt und auslegt. In hohen Lüften umkreisen einander Adler und Greif, in wüthendem Kampfe begriffen, bis zuletzt der Greif in die Flucht gejagt wird und sinkt, der Adler triumphirt, er ist das Zeichen des Kaisers.

Indessen sind die Waffenerfolge keineswegs so ausgemacht und siegreich wie das Vorzeichen. Das kaiserliche Heer hat auf seinem rechten Flügel gesiegt, die feindliche Macht zerstreut und durch das schnelle Eingreifen der Phalanx vernichtet. Um so schlimmer steht die Sache auf dem linken Flügel. Die Feinde erscheinen oben auf den Felsen und schicken sich an, den Engpaß zu nehmen. Wenn

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. I. 4. Aufl. Cap. V. S. 105. — Goethe, Benvenuto Cellini. Buch II. Cap. 1. — Goethes Anhang zur Lebensgeschichte des Benvenuto Cellini.

sie ihn gewinnen, so ist die Schlacht für den Kaiser verloren, er sieht es selbst und verwünscht, sich mit den Zauberern eingelassen zu haben:

> Schlußerfolg unheiligen Strebens!
> Eure Künste sind vergebens.

Auch der Obergeneral will nichts mehr mit der Sache zu thun haben, er legt seinen Stab als Befehlshaber nieder, froh, auf diese Weise das schwierige, verantwortungsvolle und aussichtslose Amt los zu werden:

> Ich weiß nichts an der Schlacht zu wenden,
> Begannen sie's, sie mögen's enden,
> Ich gebe meinen Stab zurück.

Nunmehr steht alles beim Mephistopheles und seinen Zauberkünsten, er führt thatsächlich das Kommando, wenn auch nicht den Kommandostab. Er läßt seine beiden Raben kommen, diese höllische Taubenpost, erfährt durch sie den Stand der Dinge, ertheilt durch sie seine Aufträge zu allerhand magischen Eingriffen, alles geschieht in der größten Schnelligkeit, und so kommt es zum Siege des kaiserlichen Heeres und zur Flucht der Feinde in der kürzesten Zeit.

Die magischen Mächte, welche dem Mephistopheles zu Gebote stehen und gehorchen, stammen aus dem Reiche der Täuschung und des Scheines: es sind Blendungen, von denen die Feinde befallen und in die Irre geführt werden, wo sie umkommen oder davonlaufen. So sendet Mephistopheles seine beiden Raben zu den Undinen am Bergsee und befiehlt ihnen, Scheingewässer auf die Feinde einstürmen zu lassen, die das kaiserliche Heer auf seiner Linken schwer bedrohen:

Grüßt mir die Undinen
Und bittet sie um ihrer Fluthen Schein.
Durch Weiberkünste, schwer zu kennen,
Verstehen sie vom Sein den Schein zu trennen,
Und jeder schwört, das sei das Sein.

Alles geschieht, wie gewollt. Von den Felsen rieseln Quellen abwärts, die sich zu Bächen vereinigen, diese wiederum zu Strömen, in denen die Feinde zu ertrinken fürchten, man sieht, wie sie Schwimmbewegungen machen; das kaiserliche Heer ist auf seiner Linken gerettet. Es kommt zur Schlacht.

Dazu aber braucht Mephistopheles nicht bloß Wasserlügen, sondern auch Feuerlügen; er sendet

seine Raben zu den Gnomen, die im Innern der Berge hausen und Metalle schmieden. Hier bestellt er sich allerhand Scheinfeuer, Wetterleuchten, aufzischende Feuerkugeln, nicht in der Ferne, sondern mitten im feindlichen Heer.

Zu den Erschütterungen, welche die gespenstischen Fluthen und Blitze in dem feindlichen Heere anrichten, läßt Mephistopheles noch zwei andere kommen: den gespenstischen Höllenlärm, wie den entsetzlichen Posaunenschall, und die gespenstischen Ritter, deren Harnische aus allen möglichen Rüstkammern stammen, wie Mephistopheles uns anvertraut:

> Ich habe freilich nicht gesäumt,
> Die Waffensäle ringsum ausgeräumt;
> Da standen sie zu Fuß, zu Pferde,
> Als wären sie noch Herrn der Erde;
> Sonst waren's Ritter, König, Kaiser,
> Jetzt sind es nichts als leere Schneckenhäuser;
> Gar manch Gespenst hat sich darein geputzt,
> Das Mittelalter lebhaft aufgestutzt.

Indessen sind diese gespenstischen Ritter für den Kaiser und sein Heer von recht zweifelhaftem Nutzen, denn kaum haben sie ihre wechselseitige Nähe gespürt, als sich sogleich der alte Fehdegeist, der alte Parteihaß in ihnen entzündet, und statt

auf das feindliche Heer, schlagen sie wuthentbrannt gegen einander los:

Sie sind nicht mehr zu zügeln,
Schon schallt's von ritterlichen Prügeln,
Wie in der holden alten Zeit.
Armschienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuen rasch den ewigen Streit.

Widerwille platzt auf Widerwille, Widerwärtigkeit auf Widerwärtigkeit, weshalb der Dichter den Streit der gespenstischen Ritter „wider-widerwärtig" nennt; einmüthig ist nur und allerschreckend der Höllenlärm, den sie machen:

Schon klingt das Tosen weit und breit.
Zuletzt, bei allen Teufelsfesten,
Wirkt der Parteihaß doch zum besten
Bis in den allerletzten Graus;
Schallt wider-widerwärtig panisch,
Mitunter grell und scharf satanisch,
Erschreckend in das Thal hinaus.

Mit seinen gespenstischen Rittern und den Prügeln „in der holden alten Zeit" wollte Goethe den Zeitgeschmack der deutschen Romantiker für das mittelalterliche Ritterwesen, den er vor Augen hatte, zugleich kennzeichnen und geißeln.

Das feindliche Heer ist in die Flucht geschlagen, der Gegenkaiser selbst entflohen, sein Zelt steht offen und ist zunächst der Tummelplatz der beiden gewaltigen Beutemacher Eilebeute und Habebald; jene hatte Goethe zur Marketenderin, diesen hatte er erfunden und zu ihrem Manne gemacht.[1]

Die Trabanten des Kaisers thun dem Plündern Einhalt und sind noch ganz unter dem verworrenen und verwirrenden Eindrucke der Schlacht, wo sie die Mannschaften haben fallen sehen, ohne die tödtlichen Ursachen zu erkennen.

Endlich erscheint der Kaiser selbst, begleitet von vier Fürsten.

III. Der Sieg und die Folgen des Sieges.

1. Kaiser, aber kein Herrscher.

„Er war so gut und offen" hatte Faust vom Kaiser gesagt. Als dieser dem Gegenkaiser den Fehdehandschuh hinwarf, um durch den Zweikampf den Krieg zu vermeiden, konnten wir zu jenem faustischen Worte hinzufügen: „er ist redlich und tapfer".[2] Freilich müssen wir auch darin dem

[1] Vgl. dieses Capitel. S. 265. — [2] Vgl. dieses Capitel. S. 268.

Faust Recht geben, daß aus Mangel an Einsicht und Verstand der Kaiser jenem großen Irrthum unterworfen war und blieb: „es könne wohl zusammengehn, und sei recht wünschenswerth und schön, regieren und zugleich genießen".[1] So hatte Mephistopheles den Grundzug des Kaisers bezeichnet. Es giebt eine Kraft, wie Faust herrlich gesagt hat, „die im Befehlen Seligkeit empfindet".[2] Von dieser Kraft ist in diesem Kaiser keine Spur vorhanden. Er hat nichts, gar nichts von einem Herrschergeist.

Will man sich den vollen Gegensatz zwischen dem gesalbten Oberhaupte eines alten Weltreiches ohne jede Spur von Herrschergeist und dem ungesalbten Gründer eines neuen Reiches voller Herrschergeist in dramatisch ausgeprägten Gestalten vergegenwärtigen, so vergleiche man im zweiten Theile des Faust den Kaiser am Schlusse des vierten Actes mit dem Faust des fünften. Es ist kein Zweifel, daß die dramatische Ausführung dieses Gegensatzes auch in den Absichten des Dichters lag, als er den zweiten Theil seines Faust componirte.

[1] Ebendas. S. 261. — [2] Ebendas. S. 262.

Der Kaiser ist und bleibt in dem Heere seiner Selbsttäuschungen gefangen, wie in einem Banne, den er nicht durchbrechen kann. Kaum ist ihm der Sieg durch lauter fremde Zauberkünste errungen worden, so macht er sich weiß, daß der eigentliche Sieger er selbst war und jene Zauberkünste nichts a l s glückliche Zufälle, die er wohl zu benützen verstanden hat, wie das jeder gute Feldherr thut:

> Hat sich in unsern Kampf auch Gaukelei geflochten,
> Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.

Und jetzt erscheint er sich nicht bloß als ein guter Feldherr, während er gar keiner ist, sondern auch als ein vortrefflicher Kaiser, der nichts besseres thun kann, als alle die schlechten und elenden Reichszustände, die ihn entmächtigt und an den Rand des Abgrunds gebracht haben, in ihrer inneren Hohlheit und äußeren Pomphaftigkeit wiederherzustellen. Auch der Dichter hat die Versart, in welcher diese Acte der kaiserlichen Restauration geschildert werden, auf die alte Leier gestimmt. Hier ist im Goetheschen Faust die einzige Stelle, wo die Alexandriner völlig an ihrem Platze sind.

Um nun die Folgen des kaiserlichen Sieges und das Thema der kaiserlichen Restauration in aller Kürze zu kennzeichnen, so sind es diese beiden: der Sieg des Particularismus und der Sieg der Hierarchie.

2. Die Erzämter.

Die vier Fürsten, in deren Mitte der Kaiser das erbeutete Zelt des Gegenkaisers betreten hat, werden sogleich zu den vier obersten Reichsfürsten ernannt und nach der goldenen Bulle, wie sie Karl IV. reichsgesetzlich festgestellt hat (1356), mit vier Erzämtern bekleidet: diese sind das Amt des Erzmarschalls, der das Reichsschwert führt (Sachsen), das des Erzkämmerers (Brandenburg), das des Erztruchseß (Pfalz) und das des Erzschenken (Böhmen).

Er ertheilt ihnen Territorialhoheit, das Recht zur Vergrößerung und Beschatzung ihrer Gebiete, jedes derselben soll untheilbar und seine Erbfolge durch das Gesetz der Primogenitur bestimmt sein; nach dem Tode des Kaisers haben sie das Recht, den Nachfolger zu wählen, d. h. er macht diese Fürsten zu Churfürsten und kraft ihrer

völligen Territorialhoheit zu Majestäten. Was aber den Particularfürsten an Macht im Reiche zuwächst, geht dem Kaiser verloren. Was Faust die Offenheit und Gutmüthigkeit des Kaisers genannt hatte, schlägt dem Reich zum Uebel aus. Nichts kann thörichter sein als diese alles Maß überschreitende Selbstentmächtigung des Kaisers, noch dazu des siegreichen Kaisers!

Und damit das gesprochene Wort nicht etwa durch nachträgliche Prüfung geändert und modificirt werde, sorgt der Kaiser selbst dafür, daß alle seine Anordnungen und Rechtsverschleuderungen durch den Erzkanzler sogleich aufgezeichnet, verbrieft und besiegelt werden, wodurch sie reichsgesetzliche Sanction erhalten. Der Erzbischof-Erzkanzler (Mainz) ist soeben in den Kreis der Fürsten eingetreten.

3. Der Hierarch.

Nachdem die neue Rechtsordnung in aller Förmlichkeit sanctionirt ist, werden die Fürsten entlassen, auch der Erzkanzler; dieser aber ist zugleich Erzbischof und als solcher bleibt er zurück,

um dem Kaiser seine Sünden vorzuhalten und die schuldige Buße aufzuerlegen:

Der Kanzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben.

Je mehr Sünden, desto mehr Buße! Das Sünden- und Bußregister des Kaisers ist daher so groß, daß der Bischof nicht alle mit einemmale los werden kann, sondern immer wieder umkehrt, um den Sünden noch einige Sünden und den Bußen noch einige Bußen hinzuzufügen, namentlich da er sieht, daß der Kaiser durch seine ungeahnte Sündenschuld auf das tiefste erschreckt ist und zu allen möglichen Bußleistungen sich in der willigsten Form bereit findet.

Den ersten kirchlichen Frevel hat der Kaiser begangen, als er in Rom an seinem Krönungstage den Zauberer von Norcia, der zum Feuertode verurtheilt war und schon auf dem Scheiterhaufen stand, befreite; dadurch hat er den Papst erzürnt, der ihm nunmehr feindlich gesinnt ist und mit dem Bannstrahl heimlich auflauert.

Der zweite, noch größere Frevel ist der eben durch Zauberkünste, d. h. durch den Bund mit dem Satanas gewonnene Sieg. Dafür ist Buße

zu thun, und zwar soll der Kaiser den Landstrich, wo sein Zelt gestanden hat, mit allem Zubehör der Kirche abtreten, damit dort ein prachtvolles Heiligthum zu Ehren Gottes errichtet werde, und zwar soll der Kaiser zu diesem Gotteshause nicht bloß das Land, sondern auch das Material und das Geld hergeben und die neu erstandene Kirche durch Gefälle des Landes dotiren.

Auch soll des Reiches Strand, womit der Kaiser den Faust, „den sehr verrufnen Mann", belehnt hat, durch Zehnten und Zinsen, durch Gaben und Gefälle der Kirche tributpflichtig gemacht werden; da reißt dem Kaiser beinahe der Faden der Geduld und er ruft verdrießlich:

Das Land ist noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Der Bischof kann warten und geht zufrieden davon, da der Kaiser auch diese Forderung nicht abgeschlagen hat:

Wer's Recht hat und Geduld, für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in seinen Kräften bleiben!

Den Gegenkaiser hat der Kaiser besiegt, aber der Hierarch triumphirt über den Kaiser, der schon das ganze Reich von ihm bedroht sieht:

So könnt' ich wohl zunächst das ganze Reich verschreiben.[1]

[1] Wo bleibt die Belehnung des Faust, die ja eigentlich das Ziel und die Spitze sein sollte, in welche die ganze Handlung des 4. Actes ausläuft, also der Schluß dieses Actes? Da nun der Belehnungsact den vorhandenen obigen Schluß weder ersetzen, noch mit ihm verknüpft oder in denselben eingefügt werden kann, so ließe sich fragen, ob der Belehnungsact nicht vorausgeschickt werden könnte? Da aber dieser Act formell durch den Erzkanzler zu geschehen hat, welcher sogleich nachher als Erzbischof den Faust einen „sehr verrufnen Mann“ nennen soll, so ist auch diese Möglichkeit ausgeschlossen. Und so haben wir folgenden höchst merkwürdigen und in seiner Art einzigen Fall, daß diejenige Handlung, auf welche der 4. Act abzweckt, in demselben so, wie Goethe ihn ausgeführt hat, keine Stelle finden kann; diese Scene der Belehnung steht erst im Nachlaß des Dichters und lautet folgendermaßen:

Der Kanzler (liest):
Sodann ist auch vor unserm Thron erschienen
Faustus, mit Recht der Glückliche genannt,
Denn ihm gelingt, wozu er sich ermannt,
Schon längst bestrebsam uns zu dienen,
Schon längst als klug und tüchtig uns bekannt.

Auch heut' am Tage glückt's ihm, hohe Kräfte,
Wie sie der Berg verschließt, hervorzurufen,
Erleichternd uns die blutigen Geschäfte.
Er trete näher den geweihten Stufen,
Den Ehrenschlag empfang' er. (Faust kniet.)

Kaiser:

Nimm hin hin!

Duld' ihn von keinem andern.

Dies ist eine Art Ritterschlag, aber keine Belehnung mit Land und Leuten. Die Belehnung gehört weder unter die Ausschaltungen (Paralipomena) noch in den Nachlaß des Dichters: sie fehlt, welcher Mangel dem Dichter zum Vorwurf gereicht, von den Commentatoren aber, wie es scheint, gar nicht bemerkt worden ist. (Loeper II. S. 270. Goethes Werke. Sophienausgabe. Bd. XV. Aus dem Nachlaß. S. 342.)

Neuntes Capitel.
Faust als Herrscher.

I. Die Composition des fünften Acts.

1. Der Fortgang der Handlung.

Viele Jahre sind vergangen. Faust steht im höchsten Alter, nicht nach biblischer, sondern nach menschlicher Schätzung; Goethe hat an ein volles Jahrhundert gedacht; seine Geistesstärke, sein Herrscherwille sind noch völlig ungeschwächt. Er hat sein neues Niederland dem Meere abgerungen, gegen den Andrang der Fluthen befestigt und durch unzerstörbare Dämme geschützt, auch seine Gebiete beständig erweitert. Das Land ist bevölkert und schon ein Handelsstaat geworden, der seine Schiffe über die Meere sendet. Faust wohnt in einem herrlichen Palast, umgeben von einem Ziergarten,

ein mächtiger Kanal fließt vor dem Palaste vorüber und trägt stattliche Kähne, mit den Waaren beladen, welche die Seeschiffe gelandet haben.

Im beständigen Dienste des Faust steht Mephistopheles und mit oder unter ihm jene „drei gewaltigen Gesellen", welche Faust einst dem Kaiser zugeführt hatte. Durch die uns wohl bekannte Wette ist Mephistopheles beständig an den Dienst des Faust gebunden: immer das Ziel im Auge, welches darin besteht, daß er die Wette gewinnt. Der Moment nähert sich, der darüber entscheidet.[1]

Noch ist das Land nicht vollkommen urbar und bewohnbar gemacht; an den Dünen entlang erstreckt sich ein Sumpf, der alles rings umher verpestet, und welchen abzuziehen und trocken zu legen eine Aufgabe ist, die den stets in sich arbeitenden und schaffensfreudigen Geist des Faust unaufhörlich beschäftigt.

Und noch eine andere Sache, die, so klein und geringfügig sie ist, das unruhige und unzufriedene Gemüth unseres Helden unablässig plagt. Auf

[1] Vgl. dieses Werk Bd. II. 4. Aufl. Cap. VI. S. 160—167. — Bd. III. Cap. IV. S. 96—105.

dem hohen Meeresufer steht oder stand — denn die Uferzustände haben sich verändert — eine alte Hütte unter Lindenbäumen, neben ihr eine Kapelle mit einem Glöcklein, in der Hütte wohnt ein altes frommes Ehepaar, Philemon und Baucis, so genannt nach der Erzählung des Ovid im 8. Buch seiner Metamorphosen: Jupiter und Merkur durchwandern Phrygien und finden nirgends gastfreundliche Aufnahme, ausgenommen bei einem alten Ehepaar, dessen Häuschen sie zum Lohne in einen Tempel verwandeln, den beiden Alten aber das erbetene Geschenk gleichzeitigen Todes gewähren und den Philemon als Eiche, die Baucis als Linde fortleben lassen.

2. Die Theile der Handlung.

Die Hütte auf dem Meeresufer und die Kapelle mit dem Glöcklein sind dem Faust ein beständiger Dorn im Auge, denn er ist kein Gott, sondern ein Herrscher nach Menschenart: herrschsüchtig und eigensinnig. Dort, wo die beiden guten alten Leute friedlich und still wohnen, möchte sich Faust einen Luginsland bauen, von dem aus er mit einem zugleich herrischen und herrlichen Blicke seine

Besitzungen und Schöpfungen überschauen könnte. Das will er, und zwar mit einem Ungestüm und Eigensinn, der ihn nicht losläßt und jede andere Freude und Befriedigung vergällt. Und da die beiden Alten jeden Tausch ihrer Hütte gegen ein schöneres und größeres Besitzthum zurückweisen, so bleibt dem Faust, herrisch und leidenschaftlich, wie er ist, nichts übrig als die Gewaltthat. Ich will deshalb diesen ersten Haupttheil der Handlung „das Idyll und die Gewaltthat" nennen, alles folgende aber unter die Gesammtbezeichnung fassen: „die Läuterung und die Vollendung". Zur Läuterung gehören auch die Qualen, welche die Unthat hervorruft.

Offenbar hat Goethe frühzeitig das Ganze des fünften Actes durchdacht, theilweise auch componirt. Die Ausführung des ersten Theils, den wir auch kurzweg „Philemon und Baucis" nennen können, geschah im Frühling (April) 1831 und war seine letzte poetische That. Den 2. Mai 1831 berichtet Eckermann: „Goethe erfreute mich mit der Nachricht, daß es ihm in diesen Tagen gelungen, den bisher fehlenden Anfang des fünften Actes von Faust so gut wie fertig zu machen". „Die

Intention auch dieser Scenen", sagte er, „ist über dreißig Jahre alt; sie war von solcher Bedeutung, daß ich daran das Interesse nicht verloren, allein so schwer auszuführen, daß ich mich davor fürchtete."[1]

Die Zeitangabe Goethes führt uns in die Anfänge des Jahrhunderts zurück; wir wissen, daß in den Jahren 1798—1801 die große Lücke ausgefüllt wurde, und in dieser Ausfüllung jene Wette enthalten war, von deren Ausgang alles abhängt. Als Sulpiz Boisserée eines Tages im August 1815 Goethen nach dem Ende des Faust fragte, antwortete dieser: „Das sage ich nicht, darf es nicht sagen, aber er ist auch schon fertig und sehr gut und grandios gerathen, aus der besten Zeit. Faust macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus alles folgt."[2]

Wenn in der schöpferischen Zeit Goethes eine Epoche namentlich im Hinblick auf den Faust den Charakter der Grandiosität gehabt hat, so sind

---

[1] Eckermann, Gespräche. Th. II. S. 229. Vgl. S. 235 ff. (6. Juni 1831). Vgl. dieses Werk. Bd. II. 4. Aufl. Cap. V. S. 136 ff. — [2] Vgl. dieses Werk. Bd. II. 4. Aufl. Cap. V. S. 125.

es die Jahre 1797—1801. In diesen Jahren sind auch die Haupt- und Grundbestandtheile des zweiten Theils alle durchdacht, einige, und zwar die hauptsächlichsten auch poetisch festgestellt worden. „Aus der besten Zeit und grandios gerathen!“ sagte Goethe zu Sulpiz.

II. Das Idyll und die Gewaltthat.

1. Das Dreigespräch.

Philemon und Baucis waren schon recht alte Leute, als ihre Hütte und Kapelle noch dem Meere ganz nahe lag, und sie waren stets bereit, fremden, oft verirrten Wanderern durch das Läuten der Glocke und die Aufnahme in ihr Häuschen wachsame und gastfreundliche Obhut zu gewähren; sie haben die Ankunft des Faust und seiner Gewaltigen erlebt, die Eindämmungen des Meeres, das man jetzt in weiter Ferne sieht, die Entstehung des neuen Landes, lauter ungeheure Dinge, die nicht ohne Ungeheuerlichkeiten, unheimliche Zurüstungen und Zaubermächte, Menschenopfer und dergleichen ins Werk gesetzt worden sind. So glaubt Mutter Baucis gegen die verständige Einsprache des Gatten.

Einer jener verirrten, schon verunglückten Wanderer, der bei den guten alten Leuten Schutz und Rettung gefunden, hat beide in so dankbarem und liebevollem Andenken bewahrt, daß er kommt, um sie womöglich noch einmal zu sehen; denn es sind viele Jahre seitdem vergangen. Damals lagen Hütte und Kapelle noch ganz nah dem Meere.

Mit der Schilderung dieser Begebenheit hat der Dichter den letzten Act seines Faust eröffnet. Ein sehr glücklicher Anfang heiterer und rührender Art! Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, paßt vollkommen zu der Art der Personen und ihrer Unterredung. Diese trochäischen Dimeter haben in ihrer Ausdrucksweise etwas Kindliches, ich möchte sagen Lallendes. Die Baucis, das „Mütterchen, sehr alt":

Lieber Kömmling! Leise! Leise!
Ruhe! laß den Gatten ruhn!
Langer Schlaf verleiht dem Greise
Kurzen Wachens rasches Thun.

Das Gespräch zwischen dem Wanderer und den beiden alten Leuten, diese beiden ersten Scenen des letzten Actes, die im Ganzen nur hundert Verse

umfassen, sind ein Meisterstück an Lebendigkeit, Fülle und Kürze der Mittheilungen; der ganze uns bekannte Zustand der Dinge erhellt aus den geführten Wechselreden. Goethe nach seiner Art hat diese Reden selbst charakteristisch angelegt und motivirt. Mütterchen Baucis ist bis zur Geschwätzigkeit redselig, Philemon läßt und hört sie gern reden, vergißt aber nie, ihre Erzählungen sachgemäß zu berichtigen. Der Wanderer ist voll der Erinnerungen und der Dankesgefühle. In seinem Gespräche mit Philemon hören wir, aus welcher grausen Meeresgefahr ihn dieser gerettet hat:

Du Philemon, der, so kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raschen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grausen Abentheuers
Lösung war euch anvertraut.

Und nun laßt hervor mich treten,
Schaun das grenzenlose Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten,
Mich bedrängt die Brust so sehr.

Welche Ueberraschung! Das Meer liegt in weiter Ferne, wo früher Meer war, sind jetzt paradiesische Gärten.

Nun kommt die Reihe des Erzählens an das Mütterchen, das von grausigen Geschichten, geheimnißvollen Zaubereien, nächtlichen Menschenopfern zu berichten weiß, wogegen aber Philemon Einsprache thut, indem er sich auf den Kaiser beruft; es ist im Grunde das einzige sachliche Wort, das wir über die kaiserliche Belehnung des Faust zu hören bekommen. Um so aufmerksamer ist unsere Beachtung:

> Kann der Kaiser sich versünd'gen,
> Der das Ufer ihm verliehn?
> Thät's ein Herold nicht verkünd'gen
> Schmetternd im Vorüberziehn?

Wie es auch sei, Mütterchen Baucis grollt dem fremden Mann, der, wie sie wohl weiß, nach dem Besitz ihrer trauten Hütte und Kapelle trachtet; er ist übermüthig und gottlos:

> Gottlos ist er, ihn gelüstet
> Unsre Hütte, unser Hain;
> Wie er sich als Nachbar brüstet,
> Soll man unterthänig sein.

Auch hier sagt Philemon berichtigend und begütigend:

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Mit dem richtigen, der weiblichen Natur eignen Instinct hat es Baucis herausgefühlt, daß Faust ihr kleines Besitzthum nicht bloß begehrt, sondern bedroht; er handelt wider die Gebote Gottes, denn er läßt sich gelüsten nach des Nächsten Haus u. s. f., er ist gottlos, er ist ein Gewaltmensch. Etwas von dieser ganz richtigen Vorstellung malt sich auch in den Schauergeschichten, welche Baucis erzählt und glaubt, so unrichtig und falsch sie sind. Gegen die Gefahren, die von den Gottlosen drohen, ist der einzige Schutz das feste und innige Gottvertrauen, wie es der Wanderer hegt und anpreist:

Laßt uns zur Kapelle treten!
Letzten Sonnenblick zu schaun.
Laßt uns läuten, knieen, beten!
Und dem alten Gott vertraun.

2. Ahab und Naboth.

Faust ist im Innersten verdüstert. Weder die lebenslustigen Gesänge seines Thürmers — er heißt Lynkeus, wie der Thurmwächter seines arkadischen Bergschlosses, wie auch der Steuermann

der Argonauten[1] — noch die fröhliche Wiederkunft seiner reichbefrachteten Schiffe, die unter seinen Augen den Kanal entlang fahren, sind im Stande, ihn zu erheitern. Er hört nichts als das Läuten in der Kapelle, er sieht nichts als die alte Hütte im Lindenraum, sie ist ein Dorn in seinen Augen, wenn er hinblickt, sie ist ein Dorn in seiner Sohle, wenn er hingeht:

Mein Hochbesitz, er ist nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.
Und wünscht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten schaudert mir,
Ist Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Mürrisch, unzufrieden mit sich und der Welt, empfängt er die siegreich und jubelnd heimgekehrte Mannschaft, Mephistopheles und die drei Gewaltigen, die mit zwei Schiffen ausgezogen sind und mit zwanzig zurückkehren, Dank dem Handel, dem Krieg und der Seeräuberei, wie Mephistopheles sagt:

---

[1] Vgl. oben Cap. V. S. 120 und Cap. VII. S. 210.

Ich müßte keine Schifffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.

Nun erwarten sie von seiten des Herrn Lob und Lohn und ernten das Gegentheil, wie die drei Gewaltigen sagen:

Nicht Dank und Gruß! Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir dem Herrn Gestank.

Er hält auch mit dem Grunde seiner Unzufriedenheit und Verbitterung nicht zurück, sie auszulassen ist zunächst die einzige Art sie zu befriedigen:

So sind am härt'sten wir gequält,
Im Reichthum fühlend, was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
— — — — — — — — — — —
Wie schaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet, und ich wüthe.

Die Parallele ist mit Händen zu greifen. Mephistopheles spricht sie aus:

Auch hier geschieht, was längst geschah,
Denn Naboths Weinberg war schon da.

Die Geschichte wird im Buch der Könige erzählt und steht zu lesen 1. Könige Cap. 21,

V. 1—15. Zu seinem Weibe Isebel sagt Ahab: „Ich habe mit Naboth, dem Jesreeliten, geredet und gesagt: «Gieb mir deinen Weinberg um Geld, oder, so du Lust dazu hast, will ich dir einen andern dafür geben». Er aber sprach: «Ich will dir meinen Weinberg nicht geben»."

Was durch Güte nicht geht, das geht durch Gewalt. Nicht umsonst dienen dem Faust Mephistopheles und die drei Gewaltigen. Nach dem Befehle des Herrn sollen sie das alte Ehepaar aus ihrer Behausung hinübergeleiten in die neue Wohnung, das größere und schönere Besitzthum, das Faust für sie bestimmt hat. Läßt sich diese Uebersiedlung auf gütlichem Wege vollziehen, um so besser für das Paar, um so erwünschter für Faust, nach dessen Wunsch und Befehl Hütte und Kapelle geräumt werden müssen, denn er will sich dort einen prächtigen Luginsland bauen:

> Die Alten droben sollten weichen,
> Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
> Die wenig Bäume, nicht mein eigen,
> Verderben mir den Weltbesitz.

Da Faust schon angefangen hat, Kolonien zu gründen, so soll er die Alten wegkolonisiren. Dies

ist der Rath des Mephistopheles, der mit seinen Gewaltigen diesem Rathe gemäß handelt.

Es geht nicht auf gütlichem Wege, wie man bei einiger Menschenkenntniß leicht hätte voraussetzen können. Die beiden Alten wollen nicht weichen, sich weder von ihrem Eigenthum, noch von einander trennen lassen, nun müssen sie sehen, wie Mephistopheles und die Gewaltigen ihre Hütte und Kapelle in Brand stecken, da sterben sie vor Entsetzen und Schrecken, aber sie sterben gemeinsam. Der Wanderer will seine Wohlthäter und sein Heiligthum mit den Waffen vertheidigen und wird zu Boden gestreckt oder, wie die heutige Sportssprache unserer Gewaltigen sagt: er wird „zur Strecke gebracht".

Alle diese Schrecknisse und barbarischen Greuel erfährt Faust eines nach dem andern.

3. Die Unthat.

Es ist bewunderungswürdig, wie Goethe in seiner künstlerischen Weisheit darauf bedacht war, den Faust die schaudervolle Thatsache nicht mit einemmale erfahren, sondern durch eine Reihe von Erschütterungen ihrer inne werden, sie erleben und erleiden zu lassen.

Plötzlich verstummt oben auf dem Thurme der lustige Sänger, der noch eben das Glück und die Schönheit des Lebens ganz im Sinne Goethes selbst gepriesen hatte:

> Ihr glücklichen Augen,
> Was je ihr gesehn,
> Es sei, wie es wolle,
> Es war doch so schön!

Es ist Nacht geworden, der fröhliche Sänger steht vor einem entsetzlichen Anblick: eine Feuersbrunst, welche die uralten Linden, die uralte Hütte und Kapelle von Grund aus verzehrt, Stätten, die durch Jahrhunderte geweiht sind:

> Das Kapellchen bricht zusammen
> Von der Aeste Sturz und Last.
> Schlängelnd sind, mit spitzen Flammen,
> Schon die Gipfel angefaßt.
> Bis zur Wurzel glühn die hohlen
> Stämme, purpurroth im Glühn.

Nach einer langen Pause lauten die letzten Worte des Gesanges wie der Schluß einer Tragödie:

> Was sich sonst dem Blick empfohlen,
> Mit Jahrhunderten ist hin.

Faust steht auf dem Balkon seines Palastes wie auf einem Herrscherthron und sieht und hört von hier aus das durch ihn verschuldete Unglück, noch ohne Ahnung, welches fürchterliche Ende die Dinge genommen haben; er hört die klagende und klägliche Stimme seines Thürmers, er sieht, wie die Flammen den Lindenbaum, die Hütte und Kapelle verheeren, aber er hegt keinen Zweifel, daß die alten Leute in der ihnen beschiedenen neuen Besitzung und Wohnung wohl aufgehoben sind und völlig geborgen. Doch drückt ihn die That, über deren Ausführung und Folgen sein lustiger Sänger in so schmerzliche und vergebliche Klagen ausbricht:

> Von oben welch ein singend Wimmern?
> Das Wort ist hier, der Ton zu spat;
> Mein Thürmer jammert; mich, im Innern,
> Verdrießt die ungeduld'ge That.
> Doch sei der Lindenwuchs vernichtet,
> Zu halbverkohlter Stämme Graun,
> Ein Luginsland ist bald errichtet,
> Um in's Unendliche zu schaun.
> Da seh' ich auch die neue Wohnung,
> Die jenes alte Paar umschließt,
> Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
> Der späten Tage froh genießt.

Noch nimmt er die Sache ſehr leicht. Was er ſich vorwirft, nennt er Ungeduld, was er empfindet, Verdruß.

Da erſcheint nach gethaner voller Arbeit Mephiſtopheles und berichtet dem Fauſt den ſchrecklichen Hergang der Dinge und das ſchaudervolle Ende. Auf das Tiefſte erſchüttert und empört, flucht Fauſt der grauenvollen That und will keinen Theil daran haben:

> Wart ihr für meine Worte taub!
> Tauſch wollt' ich, wollte keinen Raub.
> Dem unbeſonnenen wilden Streich,
> Ihm fluch' ich, theilt es unter euch!

Ueber ſeine Schuld ſucht Fauſt ſich hinwegzutäuſchen; es iſt eine ſeiner letzten Selbſttäuſchungen. Er wollte nicht Tauſch, ſondern Raub. Zum Tauſch gehören zwei Parteien, das alte Ehepaar aber wollte nicht tauſchen, ſo wenig Naboth mit Ahab zu tauſchen bereit war. „Ich will dir meinen Weinberg nicht geben." So ſagte Naboth zu Ahab. Ebenſo dachten dem Fauſt gegenüber Philemon und Baucis in Anſehung ihrer Hütte und Kapelle.

Es iſt von jeher die Art der Gewaltherrſcher,

eine unbequeme Schuld auf die Diener zu wälzen, wie Mephistopheles sagt:

> Das alte Wort, das Wort erschallt:
> Gehorche willig der Gewalt!
> Und bist du kühn, und hältst du Stich,
> So wage Haus und Hof und — Dich.

Indessen giebt es ein Schuldgefühl, das unübertragbar ist (intransmissibel) und unwiderruflich auf den Thäter zurückfällt und in sein Innerstes eindringt.

III. Faust und die Magie.

1. Die grauen Weiber.

Es ist Nacht geworden, Faust steht noch immer auf dem Balkon seines Palastes und blickt in den dunklen Himmel und auf den einzigen Ort, der noch glüht und glimmt, die Brandstätte, von der sich Rauchsäulen erheben und ihm zuwehen:

> Die Sterne bergen Blick und Schein,
> Das Feuer sinkt und lobert klein;
> Ein Schauerwindchen fächelt's an,
> Bringt Rauch und Dunst zu mir heran.
> Geboten schnell, zu schnell gethan! —
> Was schwebet schattenhaft heran?

Die schattenhaften Gestalten läßt Goethe als vier graue Weiber auftreten, die sich dem Palaste des Faust nähern, um, wie es scheint, in denselben einzudringen und sich des Faust selbst zu bemächtigen.

Sie heißen „der Mangel", „die Schuld", „die Sorge" und „die Noth". Doch erklären drei von ihnen sogleich, daß sie in den Palast weder hinein können noch mögen; nicht können, denn die Thür sei verschlossen; nicht mögen, denn es wohne ein Reicher darin. Diese drei grauen Weiber sind der Mangel, die Schuld und die Noth. Was sollen auch dieselben bei dem Reichen, der als solcher keinen Mangel leidet, keine Noth kennt, keine Schulden hat! Die drei grauen Weiber ziehen ab und sehen schon in der Ferne den grauen Bruder, dem niemand entrinnt, auch nicht der Reichste und Mächtigste:

> Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
> Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
> Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — Tod.

Von den grauen Weibern sagte die dritte: „Ich heiße die Sorge". Gegen diese schützt weder die verschlossene Thür noch der Reichthum; nicht

die verschlossene Thür, denn sie kommt durch das Schlüsselloch; nicht der Reichthum, denn sie bestürmt den inneren Menschen.

Ueber die „grauen Weiber" haben die Commentatoren sonderbare und grundfalsche Erklärungen zu Tage gefördert, wie selbst G. v. Loeper (II. S. 287 Anmerk.), der an der gedachten Stelle schreibt: „Diese vier Rachegespenster steigen aus der Asche des Brandes auf, gleich den Eumeniden oder den von J. Grimm (Mythol. S. 480) genannten nordischen Schicksalsgöttinnen". — Diese Erklärung widerstreitet völlig sowohl der Bedeutung, welche die grauen Weiber von sich selbst aussagen, als insbesondere der Rolle, welche der Dichter sie spielen läßt. Die Rachegeister oder Eumeniden verfolgen die Uebelthäter, aber sie selbst lassen sich nicht als besondere Arten der Uebel betrachten, als da sind: der Mangel, die Schuld, die Sorge, die Noth u. s. f. Die Rachegeister oder Eumeniden verfolgen und ergreifen den Uebelthäter, aber sie drehen nicht um und machen, daß sie fortkommen, weil die Thüre verschlossen und weil der Mann reich ist, das wäre eine curiose Art von Eumeniden! Die Erklärung ist nicht bloß unmöglich,

sondern geräth, wie man sieht, in das Lächerliche und Absurde.

Die Bedeutung der grauen Weiber liegt am Tage. Wir müssen gewisse Entbehrungen leiden; der Inbegriff der Entbehrungen ist der Mangel, der gesteigerte Mangel ist die Noth, die nothgedrungene Abhängigkeit von andern ist die Schuld im Sinne der Schulden; der Inbegriff alles dessen, was uns plagt und beunruhigt, die Vorstellung nicht bloß der gegenwärtigen, sondern auch aller künftigen Leiden ist die Sorge.

Um aber aus Mangel und Schuld, aus Sorge und Noth graue Weiber zu machen, dazu muß man sich den Faust vergegenwärtigen und zwar in der Lage und Stimmung, worin er jene schattenhaften Gestalten auf sich zuschweben sieht. Wir kennen ja die großartigen Welt- und Menschheitszwecke, welche den Faust seit der Helenaepoche beseelen und über die Denkart des Mephistopheles und die Gemeinschaft mit ihm hoch hinausgehoben haben.[1] Doch hat in allen seinen bisherigen Thaten und Ausführungen Mephistopheles ihm

[1] S. oben S. 252 u. ff.

mit seinen magischen Kräften und Künsten gedient: darum ist auch Faust selbst mit der Magie und dem Glauben an die Magie behaftet geblieben, so sehr er sich innerlich kraft seiner eigenen Herrschernatur dagegen wehrt. Es waltet in ihm ein magischer Grundtrieb, der gleich in seinen ersten Worten sich kundthat: „Drum hab' ich mich der Magie ergeben", davon erfüllt, hat er den Erdgeist gerufen, der ihm den Mephistopheles gesendet hat, mit diesem hat er die Wette geschlossen und die Weltfahrt unternommen: „Wir sehn die kleine, dann die große Welt", wir sind am Ende der Weltfahrt in der großen Welt, welche Faust selbst geschaffen hat; zugleich herrscht in ihm ein antimagischer Grundtrieb, der uns zuerst in der Art und Weise entgegentrat, wie er dem Famulus die Täuschungen der magischen Heilkunst nachwies.[1]

Im Glauben an die Magie liegt auch der Glaube an die magischen Dinge, an die unheimlichen und gespenstischen Mächte der Welt, die Mephistopheles auf den Wunsch und vor den Augen

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. III. Cap. II. S. 49—52.

des Faust einst zum Siege des Kaisers so nützlich aufzubieten und zu verwenden gewußt hat.

Nun sieht Faust von jener Brandstätte, die er eben so sehr verschuldet wie verflucht hat, Rauchwolken sich erheben, die schattenhaft heranschweben, das sind die grauen Weiber, wie der Dichter sie nennt, ganz im Sinne des Faust, der die schattenhaften Gestalten magisch anschaut. Es sind die Hauptübel der Welt und bezeichnen sich als solche selbst: „Ich heiße der Mangel" u. s. f.

Es sind, wie wir schon ausgemacht haben, keine Eumeniden. Die Eumeniden sind nicht grau!

2. Die Sorge.

Vier Gestalten hat Faust kommen und drei gehen sehen, ihre Worte hat er nicht verstanden, nur zum Theil dunkel gehört:

> Vier sah ich kommen, drei nur gehn,
> Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verstehn.
> Es klang so nach, als hieß es — Noth,
> Ein düstres Reimwort folgte — Tod.
> Es tönte hohl, gespensterhaft gedämpft.

Hier ist nun die höchst bedeutsame, in unserer Tragödie epochemachende Stelle, in welcher Faust der Magie, der er sich von Anbeginn ergeben und

welche er bisher zu seinem Dienste gebraucht hat, diesen Dienst kündigt. Solange die Magie in seinem Dienste steht, steht auch er im Dienste der Magie und ist nicht Herr seiner Thaten, sondern im Zustande der Gebundenheit und Unfreiheit; jetzt, wo er ein Herrscher geworden ist und in Wahrheit sein möchte, steht ihm nichts mehr und nichts so sehr im Wege als die Magie:

> Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft.
> Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
> Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen;
> Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
> Da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein.[1]

Das war im Anbeginn, als er im Vollgefühl seiner geistigen und menschlichen Urkraft die Welt, die ihm zuwiderlief, verfluchte[2], vor seinem Bunde mit Mephistopheles, vor der Wette mit ihm und vor der Weltfahrt; seitdem steht die Magie in seinem Dienst, d. h. sie herrscht und mit ihr Spuk und Aberglaube:

> Das war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte,
> Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.

---

[1] Vgl. oben Bd. III. Cap. II. S. 52. — [2] Ebendas. Cap. IV. S. 85—92.

Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll,
Daß niemand weiß, wie er ihn meiden soll.
Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgespinnst verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick.
Von Aberglauben früh und spat umgarnt:
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt.
Und so verschüchtert, stehen wir allein.

Sein Widerwille gegen die Magie ist im Wachsen. Es erschüttert ihn, sich im Banne magischer Mächte zu fühlen. Wo ist die vierte der grauen Weiber geblieben? Die Thüre, die zu ihm führt, knarrt, niemand kommt, jemand ist da, ein Wesen, das in magischer Verborgenheit bleibt, sich nicht wegweisen läßt, zuletzt als „Sorge" kundthut und kennzeichnet. Da sie dem Befehle seiner Wegweisung Trotz bietet: „Ich bin am rechten Ort", ist Faust zwar ergrimmt, besänftigt sich aber sogleich, um nur nicht mit magischen Kräften zu wirken: „Nimm dich in Acht und sprich kein Zauberwort". Erst kennzeichnet sich die unsichtbare Stubengenossin als die stille, in fortwährender Wandlung begriffene, dem menschlichen Herzen gesellte und beständig Angst einflößende Gewalt;

dann benennt sie sich: „Hast du die Sorge nie gekannt?“

Faust beantwortet die Frage, indem er sich schildert, sein Wesen, seinen Lebensgang, der sich die Gegenwart niemals durch das ängstliche Bild der Zukunft hat verdüstern und hemmen lassen, weder durch die Zukunft in irdischer noch durch die in jenseitigem Sinn; daher sein ungehemmter, ungestümer, leidenschaftlicher, stets schnell entschlossener Lebenslauf:

> Ich bin nur durch die Welt gerannt.
> Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
> Was nicht genügte, ließ ich fahren,
> Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
> Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
> Und abermals gewünscht, und so mit Macht
> Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig
> Nun aber geht es weise, geht bedächtig.

So war Faust als Stürmer und Dränger, so ist er als Mann und Greis; ein Leben voll leidenschaftlicher Begehrungen, voll besonnener Lebensweisheit. Das durchgängige Thema ist das immer tiefer eindringende Erleben der wirklichen Welt:

> Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
> Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;

Thor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet;
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm;
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen;
Was er erkennt, läßt sich ergreifen;
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang,
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Es giebt in allen Werken unseres Dichters wohl keine Stelle, worin Goethe sich und sein Abbild, den goetheschen Faust, als Stürmer und Dränger, als Mann und Greis so kurz und bündig, so treffend und ergreifend geschildert hat, als diese.[1] Das Gesetz des Fortgangs vom Stürmer und Dränger zum reifsten, zum höchsten Greisenalter ist das der Entwicklung, die durch Kampf und Ringen zum Siege, durch Irrthum zur Wahrheit gelangt:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.[2]

---

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. II. 4. Aufl. Cap. V u. VI. — [2] Vgl. meine Gesch. d. neuern Philosophie. Bd. V. (4. Aufl.) Buch IV. Cap. III. S. 584 ff.

Es ist das Weiterschreiten, welches Qual und Glück in sich schließt, darum aber auch jede träge Behaglichkeit, jede faule Befriedigung von sich ausschließt. Das war ja das Merkwort der Wette: „Er! unbefriedigt jeden Augenblick."

Auch die Abwendung des Faust von der Magie, dieser zur Vollendung seiner Tragödie so wesentliche Grundzug, findet sich in unserer Stelle auf das deutlichste ausgesprochen:

> Er wandle so den Erdentag entlang;
> Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang.

3. Die Erblindung und das innere Licht.

Wir sind durch den Faust selbst in seine tragischen Anfänge zurückversetzt worden, in jene Jugendzeit, wo er mit Frevelwort sich und die Welt verflucht, den Bund und die Wette mit Mephistopheles geschlossen und unter seiner Führung die Weltfahrt angetreten hat. Allen diesen Dingen ging voraus und mußte vorausgehen jener durchaus pessimistisch gestimmte und gerichtete Monolog, der mit dem Anbruch des Ostermorgens endet.

In jenem Monolog hat Faust die Sorge und das Elend, das sie über den Menschen bringt, so

geschildert, wie jetzt in seinem Herrscherpalast die Sorge als das einzige der grauen Weiber, das bei ihm geblieben ist, sich selbst schildert. Dort hieß es:

> Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
> Dort wirket sie geheime Schmerzen,
> Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
> Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
> Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
> Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
> Du bebst vor allem, was nicht trifft,
> Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.[1]

Die Sorge ist einer der grausamsten Quälgeister. Denn sie kann im Quälen, in der Befürchtung drohender Uebel, aus denen neue Uebel hervorgehen, sich nie genugthun; zugleich ist sie einer der berückendsten Spukgeister, denn sie gefällt sich in dem Ersinnen drohender Uebel, die nicht eintreffen; sie quält und täuscht: „du bebst vor allem, was nicht trifft" u. s. f.

In jenem seinem zweiten Monolog, noch unter den Eindrücken seines Studirzimmers, hatte der

---

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. III. Cap. I. S. 14—16.

jugendliche Faust die Sorge aus eigener Erfahrung als diesen Quäl- und Spukgeist geschildert, der ihn zum Gefühl der Nichtigkeit seines Daseins verdammt.

Ganz anders verhält sich in seinem Herrscherpalaste der greise Faust zu der Selbstschilderung der Sorge, zu dem Lamento des grauen Weibes. Nichts kann dem Berufe eines Herrschers, der sich für die Gegenwart und deren Aufgaben stets bereit und fertig halten muß, so zuwider laufen als die beständige Angst vor der Zukunft, welche die Sorge einflößt. So schildert sich das graue Weib:

Wen ich einmal mir besitze,
Dem ist alle Welt nichts nütze.

— — — — — — — — — —

Sei es Wonne, sei es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Ist der Zukunft nur gewärtig,
Und so wird er niemals fertig.

„Bleib mir vom Halse mit deiner Litanei!" herrscht Faust sie an:

Hör' auf! so kommst du mir nicht bei!
Ich mag nicht solchen Unsinn hören.
Fahr' hin! die schlechte Litanei,
Sie könnte selbst den klügsten Mann bethören.

Ebenso werden auch die, welche dem Herrscher dienen sollen, von Grund aus verdorben, wenn sie auf die Einflüsterungen der Sorge hören, sich von dem Heer der Befürchtungen einschüchtern, um die Lust und Fröhlichkeit des Lebens und Handelns bringen lassen:

Soll er gehen, soll er kommen,
Der Entschluß ist ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er tastend halbe Schritte.

— — — — — — — — — —

So ein unaufhaltsam Rollen,
Schmerzlich Lassen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und schlecht Erquicken
Heftet ihn an seine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

So wirkt die Sorge als berückender Spukgeist, die Furcht, welche sie einflößt, ist Gespensterfurcht, die alles verdüstert und sich auf die sinnliche, geistig gebundene Menschennatur gründet, über welche Faust als Herrscher und als Greis sich erhaben weiß und erhaben ist:

Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausendmalen;

Gleichgültige Tage selbst verwandelt ihr
In garstigen Wirrwarr netzumstrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man schwerlich los,
Das geistig-strenge Band ist nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, schleichend
groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Und als ob die Sorge ihre Macht ihm beweisen wollte, haucht sie ihn an und läßt ihn erblinden:

Erfahre sie, wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste! werde du's am Ende.

Ich weiß nicht, ob unter den sogenannten Fausterklärern auch solche sind oder gewesen sind, welche die Erblindung des Faust für den Triumph der Sorge und die Niederlage des Faust genommen und gemeint haben, daß der goethesche Faust zuletzt der Sorge verfalle. Wir wissen es ja aus unserer vielfältigen Erfahrung, daß es keinen Unsinn und keine Absurdität giebt, welche sogenannte Erklärer dem Dichter des Faust nicht zugeschrieben haben.

Die Erblindung trifft den Faust im höchsten Alter, als hundertjährigen Greis, wie ihn Goethe

gedacht hatte. Diese Erblindung ist das natürlichste aller Menschenloose. Um sie dramatisch darzustellen, hat sie der Dichter sehr gut durch das Anhauchen der Sorge geschehen lassen.

Um so heller strahlt in Faust das innere Licht, der Geist. Wenn also die Sorge ihm diejenige Blindheit ertheilen wollte, in welcher sie selbst sagt: „die Menschen sind im ganzen Leben blind“, so ist es die Sorge, die sich von Grund aus getäuscht und das Gegentheil von dem vollbracht hat, was sie gewollt:

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzubringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht,
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es giebt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann,
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich gerathen.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
Erfolgt der allerschönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt Ein Geist für tausend Hände.

Zehntes Capitel.

Fausts Triumph und Tod. Hölle und Himmel. Verklärung und Unsterblichkeit.

I. Fausts triumphirender Blick in die Zukunft.

1. Die Merkworte der Wette.

Schon in unserer Uebersicht von dem Faust=lande hatten wir auf jenen Sumpf hingewiesen, der sich entlang den Dünen erstreckte und durch seine Ausdünstungen die Luft und Bewohnbarkeit der ganzen Umgegend verdarb. Diesen Sumpf auszutrocknen, sollte Fausts letzte Herrscherthat sein, die Krönung seines ganzen Werks.

Er will ein Volk haben und hinterlassen, wel=ches nicht nach behaglichem Besitz und fauler Be=friedigung trachtet, sondern sich durch beständige Arbeit, durch Kämpfen und Ringen seinen Besitz erobert und sich fortpflanzt in einer Reihe auf=wärtsstrebender Generationen. In einem solchen

vorwärts und aufwärts gerichteten Streben gleicht das Volk seinem Herrn, pflanzt sich das Vorbild des Herrn als ein neuer Typus der Menschheit in die Ewigkeit fort. In der Aussicht auf eine solche glor- und siegreiche Zukunft ruft der erblindete Greis sein Volk zur letzten Arbeit:

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene,
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungene.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.

— — — — — — — — — — — — —

Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

2. Der Ausgang und die Entscheidung der Wette.

In dem Vertrage mit Mephistopheles lauteten die Worte des Faust:

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei![1]

3. Der Tod des Faust und der Triumph des Mephistopheles.

Nach dem Gange und der Entscheidung unserer Tragödie hat Faust die Worte gesprochen, die seinen Tod zur unmittelbaren Folge haben sollten. Dies geschieht sogleich: „Faust sinkt zurück, die Lemuren fassen ihn auf und legen ihn auf den Boden". Mephistopheles, umgeben von dem Chor der Schatten (Lemuren), triumphirt:

Ihn sättigt keine Lust, ihm g'nügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten;

[1] Dieses Werk. Bd. III. Cap. IV. S. 98 ff.

Den letzten, schlechten, leeren Augenblick,
Der Arme wünscht ihn festzuhalten.
Der mir so kräftig widerstand,
Die Zeit wird Herr, der Greis liegt hier im Sand.
Die Uhr steht still. —

„Steht still!“ wiederholt der Chor, „Sie schweigt wie Mitternacht. Der Zeiger fällt.“ „Er fällt, es ist vollbracht“, wiederholt Mephistopheles. Und der Chor: „Es ist vorbei“.

Alle Merkworte sind gefallen. Es ist keine Frage, daß nach unserer Tragödie die zwischen Faust und Mephistopheles vertragsmäßig geschlossene Wette jener verloren und dieser gewonnen hat.

Freilich könnte man die Richtigkeit dieser Entscheidung bezweifeln, wenn man sich mit juristischer Tüftelei auf die Sache einlassen wollte, was manche versucht haben; man könnte entgegnen, daß man es in solchen Fällen gar nicht genau und wörtlich genug nehmen könne; nun habe Faust nicht gesagt: „Werd' ich zum Augenblicke sagen“, sondern seine Worte lauten: „Zum Augenblicke dürft' ich sagen“, er hat nicht kategorisch, sondern conditional oder bedingungsweise gesprochen, also in dieser Fassung die Wette nicht verloren, die in kategorischer Fass=

ung ausgesprochen war. Indessen interessirt uns hier die ganze Frage nicht juristisch, sondern dichterisch und tragisch, und da ist sie entschieden.

Und zwar ist sie so entschieden worden, wie es dem Gange und dem Tiefsinn der Tragödie entsprach. Ich spreche zunächst nur vom Gange. Es muß im Laufe und zum Abschluß der Handlung eine Begebenheit eintreten, wodurch die Wette in dem Sinn, wie sie Faust gestellt hat, zum Austrag gebracht wird, was den Tod des Faust und den Triumph des Mephistopheles zur unmittelbarsten und nächsten Folge hat.

4. Der Triumph und Sieg des Faust.

Indessen handelt es sich in unserer Tragödie nicht bloß um das Stichwort der Wette als eine Formalität, sondern vor allem auch um die Art und den Inhalt der Befriedigung. Und hier kann ich nur wiederholen, was ich in meiner Schrift über die Entstehung des goetheschen Faust als dem zweiten Bande dieses Werks gesagt habe. „Was den Faust jetzt befriedigt, liegt nicht im Gewühle der Weltzerstreuungen und Weltgenüsse, sondern

ist ein so geläutertes und durch eigene Kraft erhöhtes Dasein, daß der Teufel erst recht sein Spiel verloren hat. Sein Genuß ist die Frucht seiner Arbeit, ist der Blick auf den großen segensreichen Wirkungskreis, den er geschaffen, auf das Land, das er den Elementen abgerungen, bebaut und in eine Menschenwelt verwandelt hat, in einen Schauplatz strebender Geschlechter nach seinem Bilde. Was ihn beglückt, ist die Saat, welche er ausstreut und andere ernten sollen: das Vorgefühl dieser Ernte, die nach ihm kommt! Es giebt nichts Größeres! Ein so erfülltes Lebensziel, eine so erfüllte Lebensprobe, ist ein Schauspiel für Götter, kein Triumph für den Teufel, und wenn er noch so viele Scheine hätte. Ein erhabener Greis, am äußersten Ziel seiner Tage, in der Thatkraft des Herrschers, sich vergessend und verewigend in seinem Werk:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück,
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.[1]

Der Gegenstand der Wette ist Faust selbst, sein eigenstes innerstes Wesen, darum kann ihr Ausgang nicht zweifelhaft sein. Die Errettung und, bildlich zu reden, die Himmelfahrt des Faust: das war der Sinn Goethes und der Tiefsinn seiner Fausttragödie. Als Sulpiz Boisserée über den Schluß der Fausttragödie bemerkte: „Ich denke mir, der Teufel behalte Unrecht", erwiderte Goethe: „Faust macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus alles folgt". Alles! Sowohl der momentane und scheinbare Triumph des Mephistopheles, als der wahre und dauernde des Faust.[2]

II. Der Seelenfang.

1. Die Grablegung.

Mephistopheles hat schon längst auf den Moment gelauert, wo die Wette fällig sein und Faust durch seinen Tod ihm verfallen werde; er hatte die Nähe dieses Moments gewittert, als der blinde

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. II. Cap. VI. S. 160—167, insbes. S. 165—166. — [2] Ebendas. S. 164.

und höchstbejahrte Herrscher aus seinem Palaste heraustrat und seine Leute zur Arbeit aufrief.

In höchster Ungeduld hatte er schon den Chor der Lemuren (Schatten) als Todtengräber mitgebracht und das Grab graben lassen, noch bevor Faust die Merkworte der Wette ausgesprochen hatte und dem Tode verfallen war. „Es sei die Zeit für mich vorbei!" hieß das letzte der Merkworte: „Es ist vorbei" ruft triumphirend der Chor der Lemuren.

„Vorbei! ein dummes Wort" bekräftigt der nihilistisch, allem Schaffen von Grund aus abgeneigte Teufel:

> Warum vorbei?
> Vorbei und reines Nicht, vollkommnes Einerlei!
> Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
> Geschaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
> Da ist's vorbei! Was ist daran zu lesen?
> Es ist so gut, als wär' es nicht gewesen,
> Und treibt sich doch im Kreis, als wenn es wäre.
> Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.[1]

Die Grablegung ist ein kleines humoristisches Drama nach dem Muster der Todtengräberspäße

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. III. Cap. III. S. 77—80.

in der Kirchhofsscene im Hamlet. Der Begrabene gehört auch zu den Lemuren, welche Goethe hier die Todtengräber spielen läßt, daher müssen sie auch im Namen des Begrabenen auftreten, d. h. sowohl als Solo, wie als Chor. Der Lemur als Solo beklagt sich im Namen des Todten über das elende Haus:

> Wer hat das Haus so schlecht gebaut,
> Mit Schaufeln und mit Spaten?

Der Chor antwortet auf die vorlaute und dreiste Beschwerde:

> Dir, dumpfer Gast im hänfnen Gewand,
> Ist's viel zu gut gerathen.

Auch die Meubles behagen dem Gast „im hänfnen Gewand" gar nicht:

> Wer hat den Saal so schlecht versorgt?
> Wo blieben Tisch und Stühle?

Worauf der Chor ihn über die Nichtigkeit der irdischen Dinge belehrt:

> Es war auf kurze Zeit geborgt;
> Der Gläubiger sind so viele.

Diese letzte Strophe hat Goethe hinzugefügt.

2. Teufel und Hölle.

Aber Mephistopheles ist nicht bloß ein nihilistischer, er ist auch ein höllischer Teufel, der mit dem Faust um dessen Seele gewettet und allem Anscheine nach diese Wette gewonnen hat. Es ist nicht genug, die Seele gewonnen zu haben, man muß sich auch in ihren Besitz setzen, d. h. sie ergreifen und fangen. Solange der Körper lebte und athmete, war er beseelt; sobald er aufhörte zu athmen, wurde er entseelt, und dies schien der günstigste Moment, um die Seele zu fangen:

> Sonst mit dem letzten Athem fuhr sie aus,
> Ich paßt' ihr auf und, wie die schnellste Maus,
> Schnapps! hielt' ich sie in fest verschloss'nen Klauen.
> Nun zaudert sie und will den düstern Ort,
> Des schlechten Leichnams ekles Haus nicht lassen.

Es heißt, daß die Seele in dem Zusammenhalt und der Einheit aller Elemente und Theile des lebendigen Körpers bestehe. Wenn nun diese, wie es im Tode geschieht, sich auflösen und trennen, so kann die Seele, als welche in der Einheit seiner Elemente besteht, sich in deren Trennung unmöglich auffinden lassen, sie ist jetzt unergründlich,

unfindbar und räthselhaft die Zeit, die Art und der Ort ihres Daseins:

> Die Elemente, die sich hassen,
> Die treiben sie am Ende schmählich fort.
> Und wenn ich Tag' und Stunden mich zerplage,
> Wann? wie? und wo? das ist die leibige Frage.

Und nun weiß man nicht einmal, ob der Körper wirklich todt ist oder nur scheintodt:

> Oft sah ich lüstern auf die starren Glieder;
> Es war nur Schein, das rührte, das regte sich wieder.

Mit einem Wort: Mephistopheles ist in großen Nöthen, er allein ist sich zum Seelenfange des Faust nicht genug:

> Sonst hätt' ich es allein gethan,
> Jetzt muß ich Helfershelfer holen.

Er ruft sich als Helfershelfer die Teufelschaaren herbei, die den Höllenrachen gleich mitbringen sollen, zwei Arten von Teufelschaaren, die kleinen und dicken mit dem kurzen Horn und die dürren und langen mit dem langen und krummen Horn.

Es ist weder eine Hölle nach Art der Alten noch nach der des Dante, weder ein Hades noch ein Erdentrichter, was die Teufel herbeischleppen und zur Linken der Leiche aufrichten, sondern

ein bestialisches Ungeheuer mit weitem aufgesperrtem Rachen, um die Verdammten zu verschlingen, und schrecklichen Eckzähnen, um sie zu zermalmen; im Siedequalm des Hintergrundes sieht man die plutonische Flammenstadt, das Reich des Dis, wie sie Dante genannt hat. Die ganze Beschreibung der höllischen Hyäne ist so, daß sie, wie Mephistopheles selbst sagt, die Leute erschrecken soll, die schon an der Realität der Hölle zweifeln:

Zwar hat die Hölle Rachen viele! viele!
Nach Standsgebühr und Würden schlingt sie ein;
Doch wird man auch bei diesem letzten Spiele
In's künftige nicht so bedenklich sein.

Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerstrom in Wuth,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenstadt in ewiger Gluth.
Die rothe Brandung schlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, schwimmen an;
Doch kolossal zerknirscht sie die Hyäne,
Und sie erneuen ängstlich heiße Bahn.
In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
So viel Erschrecklichstes im engsten Raum!
Ihr thut sehr wohl, die Sünder zu erschrecken,
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.

In Absicht aber auf den Seelenfang postirt Mephistopheles seine Schaaren dicht um den Leichnam, und zwar so, daß die Dickteufel mit dem kurzen und kleinen Horn die unteren Partien bis an den Nabel bewachen, die Dürrteufel dagegen mit dem langen und krummen Horn die oberen, namentlich den Kopf mit dem Gehirn, das ja für den Sitz der Seele gilt.

Mephistopheles befehligt seine Schaaren, indem er sie anherrscht, die unteren mit ihren Hängebäuchen:

Paßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche, das ist eure Pflicht;
Ob's ihr beliebte, da zu wohnen,
So akkurat weiß man das nicht,
Im Nabel ist sie gern zu Haus,
Nehmt es in Acht, sie wischt euch dort heraus.

Die Dürrteufel nennt er „Firlefanze, flügelmännische Riesen“:

Greift in die Luft, versucht euch ohne Rast;
Die Arme strack, die Klauen scharf gewiesen,
Daß ihr die flatternde, die flüchtige faßt.
Es ist ihr sicher schlecht im alten Haus,
Und das Genie, es will gleich obenaus.

3. Engel und Teufel. Die Rosenschlacht und die Niederlage des Mephistopheles.

Da erscheint von oben rechts in himmlischer Glorie eine Engelschaar, die gemächlichen Fluges herabschwebt, Rosen streuend, das Sinnbild himmlischer Liebe. Eine göttliche Gnadenfülle strömt von ihnen aus und bringt Leben in den Staub, Vergebung in die sündige Welt und Freude in die Natur:

Folget Gesandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs:
Sündern vergeben,
Staub zu beleben;
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs.

Die beiden Schaaren stehen sich gegenüber: die Teufelschaaren des Mephistopheles und die himmlischen Heerschaaren. Die Waffen der Teufel sind Hörner, die Waffen der Engel sind Rosen:

Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden!
Flatternde, schwebende,
Heimlich belebende,

Zweiglein beflügelte,
Knospen entsiegelte,
Eilet zu blühn.

Die Neubelebung gilt dem Faust. Auf ihn richten die Engel ihre Rosen, die Geburten des Frühlings:

Frühling entsprieße,
Purpur und Grün;
Tragt Paradiese
Dem Ruhenden hin.

Nun mahnt auch Mephistopheles die Seinigen, daß sie sich dicht an das Grab und aneinander halten mögen, damit niemand einbreche und ihnen die Seele des Faust raube, denn „die Laffen“ da wollen sie um diese Seele betrügen, sie seien auch Teufel, nur verkappte, sie verwahren bei sich die Erlösung in der abscheulichsten Form, welche die Teufel ausgeheckt haben, in der Form der Kreuzigung und des Märtyrerthums:

Mißtöne hör' ich, garstiges Geklimper,
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es ist das bübisch-mädchenhafte Gestümper,
Wie frömmelnder Geschmack sich's lieben mag.
Ihr wißt, wie wir in tiefverruchten Stunden,
Vernichtung sannen menschlichem Geschlecht;

Das Schändlichste, was wir erfunden,
Ist ihrer Andacht eben recht.

Sie kommen gleisnerisch, die Laffen!
So haben sie uns manchen weggeschnappt,
Bekriegen uns mit unsern eignen Waffen;
Es sind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
An's Grab heran und haltet fest am Rande!

Die Rosenschlacht wird geschlagen und geht an die Engel verloren; die Teufel sollen den geistig belebenden Hauch der Rosen, den Duft, wegblasen und blasen die Gluth hinein, sodaß sie selbst von den Rosen verbrannt werden und sich radschlagend kopfüber in die Hölle stürzen.

Ein seltsamer Kampf, diese Rosenschlacht, wobei die feindlichen Truppen davonlaufen und nur ihren Führer übrig lassen, auf seine feigen Soldaten wetternd und fluchend, zuletzt sich noch allein mit den schwebenden Rosen herumschlagend, die er als Irrlichter verwünscht.

Bei den Engeln herrscht das Gegentheil des Verderbens und der Finsternisse: die fröhlichen Flammen der Liebe, die den innersten Drang des Herzens befriedigen, Worte der Wahrheit im hellsten Licht und ein beständiger Tag:

Blüthen, die seligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,
Wonne bereiten sie,
Herz, wie es mag.
Worte, die wahren,
Aether im klaren,
Ewigen Schaaren
Ueberall Tag.

Erst nach der verlorenen Rosenschlacht nimmt Mephistopheles die Gestalt der siegreichen Engel etwas näher in Augenschein und findet sich durch den Anblick in der wohlgefälligsten Weise angesprochen und nach seiner Art gelockt:

Der Anblick war mir sonst so feindlich scharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durch gedrungen?
Ich mag sie gerne sehn, die allerliebsten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf?
— — — — — — — — — — — — —
Die Wetterbuben, die ich hasse,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor!

Aus den „verkappten Teufeln“ möchte Mephistopheles am liebsten wirkliche machen und seine plötzlich erwachte Liebe zu den Engeln auf gleiche Herkunft und Verwandtschaft gründen:

Ihr schönen Kinder, laßt mich wissen:
Seid ihr nicht auch von Lucifers Geschlecht?
Ihr seid so hübsch, fürwahr, ich möcht' euch küssen,
Mir ist's, als kämt ihr eben recht.
Es ist mir so behaglich, so natürlich,
Als hätt' ich euch schon tausendmal gesehn,
So heimlich-kätzchenhaft begierlich;
Mit jedem Blick aufs neue schöner schön.
O nähert euch, o gönnt mir Einen Blick!

Die Engel fühlen sich in ihrer inneren Stärke und Machtvollkommenheit und erfüllen den Raum, welcher das Grab umgiebt, so vollständig, daß sie den Mephistopheles fast ganz auf die Seite drängen. In den großen hübschen Engel, der ihm gegenüber steht, hat sich Mephistopheles förmlich verliebt und sendet ihm lüsterne Blicke zu mit dem Wunsch, sie erwidert zu sehen:

Dich, langer Bursche, dich mag ich am liebsten leiden,
Die Pfaffenmiene will dich gar nicht kleiden,
So sieh mich doch ein wenig lüstern an!
Auch könntet ihr anständig-nackter gehen,
Das lange Faltenhemd ist übersittlich —
Sie wenden sich — Von hinten anzusehen! —
Die Racker sind doch gar zu appetitlich.

Die Liebeserklärungen des Mephistopheles machen auf die Engel gar keinen Eindruck, sondern

bewegen sie nur, um so mächtiger die Flammen der Liebe zu ergießen in die sündige, in sich zerrissene und grimmig entzweite Welt:

> Wendet zur Klarheit
> Euch, liebende Flammen!
> Die sich verdammen,
> Heile die Wahrheit;
> Daß sie vom Bösen
> Froh sich erlösen,
> Um in dem Allverein
> Selig zu sein.

Ihr Augenmerk und ihre Absicht sind sogleich auf den Faust gerichtet, dem die rosenstreuenden Engel ihre belebenden Frühlingsgeburten zusenden: „Frühling entsprieße, Purpur und Grün; Tragt Paradiese dem Ruhenden hin.“

Die Engel wollen die Welt beseligen: „Daß sie vom Bösen froh sich erlösen, um in dem Allverein selig zu sein“. In diesen seligen Allverein soll auch die Seele des Faust erhoben und zu diesem Zwecke aus den Banden der körperlichen Hülle erlöst werden. Die Engel umdrängen das Grab:

> Heilige Gluthen!
> Wen sie umschweben,

Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt euch und preist,
Luft ist gereinigt,
Athme der Geist!

In diesem Augenblick ist Fausts Seele im Besitze der Engel. Der Dichter sagt: „Sie erheben sich, Faustens Unsterbliches entführend".

Mephistopheles ist besiegt, doppelt besiegt, in der Rosenschlacht und im Seelenfange, den die Teufel mit allen ihren Schaaren und allen ihren Veranstaltungen umsonst versucht, die Engelchöre dagegen leicht und schnell erreicht haben.

Jede Rose, die ihn getroffen, hat ihm ein Brandmal aufgedrückt, er ist mit Beulen wie besäet:

Hiobsartig, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor sich selber graut.

Es ist nur gut, daß der ganze Liebespuk ihm auf der Haut sitzen geblieben ist und nur diese verunstaltet, nicht aber eines der edleren Teufelsorgane ergriffen und gleichsam gebannt hat. So ist er frei und kann den ganzen Liebesspektakel verfluchen:

Gerettet sind die edlen Teufelstheile,
Der Liebespuk, er wirft sich auf die Haut;
Schon ausgebrannt sind die verruchten Flammen,
Und, wie es sich gehört, fluch' ich euch allzusammen!

Aber wie sehr er den Engeln und ihrem Liebespuk auch fluchen möge, sie haben ihm die Seele des Faust geraubt und diese bleibt unwiederbringlich verloren:

Mir ist ein großer, einziger Schatz entwendet,
Die hohe Seele, die sich mir verpfändet,
Die haben sie mir pfiffig weggepascht.

Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbenes Recht?
Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.

So lautet eines der allerletzten Worte des Mephistopheles und zwar das endgültige: es ist das Bekenntniß seiner völligen Niederlage.

III. Fausts Unsterblichkeit und Himmelfahrt. Der Weg zu Gott.

1. Der ideelle Montserrat.

Zu der Erkenntniß und Anschauung der Alleinheit, die das Grundthema seiner Philo=

sophie war und blieb, hatte Goethe, wie wir ausführlich dargethan haben[1], im Anfang der achtziger Jahre den Spinoza zum Führer und Leitstern genommen und in Spinoza mit seiner Freundin Charlotte von Stein und Herder verkehrt. Gerade damals erschien das Hauptwerk Herders in seinen ersten Theilen: seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, in denen die allseitige Ausbildung und Entwicklung der „Humanität" als die eigentliche Aufgabe und das Endziel der Welt- und Völkergeschichte dargestellt wurde. Durch dieses Werk wurde ein Problem erleuchtet, welches Goethen in der Tiefe ergriff und poetisch bewegte: es war die Frage nach der Einheit der Religionen. Wie verhält sich die Einheit der Menschheit zu der Vielheit ihrer Religionen? Wie verhält sich die Religion der Menschheit oder der Humanität, um den kennzeichnenden Ausdruck Herders zu brauchen, zu den Religionen der Völker? Lessing hatte durch seinen Nathan (1779) einen Theil dieser großen Frage, denn es handelte sich zunächst nur um die drei monotheistischen Religionen

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. III. Cap. X. S. 258—268.

mit der Parabel von den drei Ringen, in die Weltlitteratur eingeführt. Solche Weltfragen nennt man heute gern „Welträthsel". Goethe, im Wege Herders fortschreitend, faßte die Frage der Weltreligionen in ihrem ganzen Umfange und machte den tiefsinnigen dichterischen Versuch, sie zu lösen; er nannte diesen in den Jahren 1784—85 entstandenen und Fragment gebliebenen Versuch „die Geheimnisse" und gab dreißig Jahre später (1816) nach vielen verfehlten Deutungsversuchen selbst eine Erklärung seines „Fragments".

Die Idee Goethes war, die Einheit der Weltreligionen in der wechselseitigen Bejahung und Anerkennung eines erwählten Kreises ihrer Bekenner zur Anschauung zu bringen, dieser Kreis sollte als ein Orden und seine Mitglieder als Ordensgeistliche oder Ordensritter erscheinen, die in einer abgeschiedenen, einsamen und hohen Gebirgsgegend ein gemeinsames Heiligthum bewohnen, wo sie ihre bedeutsamen Zusammenkünfte halten. Als diese Gegend hatte sich Goethe den Montserrat bei Barcelona gedacht. Die Zahl der Ritter sollte nach der Zahl der Weltreligionen zwölf und der dreizehnte ihr Oberhaupt sein.

Und wie die Ausbildung der Humanität das Thema und Ziel der Weltgeschichte ausmacht, so soll die Religion der Humanität die Religionen der Völker einander nähern, mit einander verknüpfen und alle insgesammt leiten und beherrschen: sie ist das erwählte Oberhaupt, der dreizehnte zu den zwölfen:

> Und fragst du mich, wie der Erwählte heiße,
> Den sich das Aug' der Vorsicht ausersah,
> Den ich zwar oft, doch nie genugsam preise,
> An dem so viel Unglaubliches geschah?
> Humanus heißt der Heilige, der Weise,
> Der beste Mann, den ich mit Augen sah,
> Und sein Geschlecht, wie es die Fürsten nennen,
> Sollst du zugleich mit seinen Ahnen kennen.[1]

Goethe in seiner einzigen Weise stellt „die Geheimnisse" so dar, daß er den Bruder Markus, zum künftigen Oberhaupte bestimmt, auf den Montserrat wandern und dort den Orden und sein Geheimniß erleben läßt. Die Religionen der Völker sind und bedeuten nichts anderes als Momente und Stufen in der Entwicklung der Religion der Menschheit; und „die Geheimnisse"

[1] Goethes Werke (Hempel). I. S. 124—133.

Goethes sind und bedeuten nichts anderes als die Anwendung der Evolutions- oder Entwicklungs-lehre auf die Religion.

„Um nun die weitere Absicht, in den Plan im Allgemeinen und somit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leser durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippenhöhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen sollte.“ „Wäre dieses vor dreißig Jahren, wo es ersonnen und angefangen worden, vollendet erschienen, so wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt. Auch gegenwärtig, obgleich seit jener Epoche die Ideen sich erweitert, die Gefühle sich gereinigt, die Ansichten aufgeklärt haben, würde man das nun allgemein anerkannte im poetischen Kleide vielleicht gerne sehen und sich darum in den Gesinnungen befestigen, in welchem ganz allein der Mensch auf seinem eigenen Montserrat Glück und Ruhe finden kann“.[1] So sagt Goethe in seiner Erklärung des Fragments im Jahre 1816; gleichzeitig oder so

[1] Ebendas. S. 134—136.

gut wie gleichzeitig führte er jene bedeutsamen Gespräche mit Sulpiz Boisserée über den Abschluß des Faust. Als Wilhelm von Humboldt im Jahre 1799 Spanien bereiste und den Montserrat bestieg, dachte er lebhaft an Goethes tiefsinniges Gedicht „Die Geheimnisse" und den Bruder Markus, der in gleicher Situation vorgestellt war, er verfaßte einen für Goethe und die Propyläen bestimmten Aufsatz: „Der Montserrat bei Barcelona".[1]

Nach allen obigen Voraussetzungen kann es nicht zweifelhaft sein, daß Goethe in der Schlußscene seines Faust mit der scenarischen Bezeichnung „Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde" seinen ideellen Montserrat vor Augen gehabt hat.

Man darf überhaupt nicht für die letzten Scenen des Faust ein bühnenmäßiges Scenarium fordern, in welchem die heiligen Einsiedler und

[1] Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (1795—1882), herausgeg. von Batranek. Bd. III. Br. März 1800, S. 162—167. Ueber den Aufsatz „Der Montserrat bei Barcelona" vgl. W. v. Humboldts Werke. Bd. III. S. 173—212. Ueber die Einsiedler und Einsiedeleien auf dem Montserrat vgl. den genannten Aufsatz S. 193 ff.

die „seligen Knaben“ und die Engel, die „Faustens Unsterbliches“ tragen, „die jüngeren Engel“ und „Engel der vollendeteren Art“ zusammen agiren, die jenseitigen und diesseitigen Regionen ineinanderspielen können. Ein solches Scenarium giebt es nicht.

2. Die heiligen Anachoreten.

Den Weg zu Gott hat Goethe gleichsam personificirt in den „heiligen Anachoreten“ oder Einsiedlern, deren Waldzellen im Gebirge aufwärts emporsteigen und durch Klüfte von einander getrennt sind: „Gebirgauf vertheilt, gelagert zwischen Klüften“.

Der Dichter unterscheidet drei Regionen: die tiefe Region, die mittlere und die höchste. Es giebt noch ein viertes, von allen Regionen unabhängiges Verhalten: das ist der Zustand einer so mächtigen Verzückung oder Ekstase, daß der Körper seine natürliche Schwere verliert und in einer schwebenden, auf- und abschwebenden Lage gehalten wird. In dieser Lage befindet sich der Pater ecstaticus: so hieß im Mittelalter der niederländische Mystiker Ruysbroek (Rusbrock

1293—1381), vielmehr nannte ihn das Zeitalter, dem Gebrauche der Scholastik gemäß, Doctor ecstaticus, — die tiefste Region bewohnt der Pater profundus: so hieß im Mittelalter Bernhard von Clairvaux, der Stifter der Cisterzienser; die mittlere Region bewohnt der Pater seraphicus. Doctor Seraphicus nannte das Mittelalter den großen Franziskaner Johannes von Fidanza, der sich den Namen Bonaventura gegeben hatte und die höchste Erscheinung des Franziskanerordens war (1221—1274), wie sein Gegner, Freund und Zeitgenosse Thomas von Aquino, der Doctor angelicus, der größte aller Dominikaner war und blieb. — Endlich die höchste und reinlichste Zelle hat der Doctor Marianus.

Bei aller Verschiedenheit sind diese heiligen Anachoreten doch von einer gemeinsamen Grundanschauung erfüllt, weshalb der Dichter sie auch und zuerst als „Chor und Echo" gefaßt hat.

Das Thema ihres einmüthigen Gesanges ist der Preis ihrer Waldklause, die jedem seine ganze Welt ist, von der alles andere in der Welt abhängt und der Gottesfrieden, der in der Welt

nach den Verkündigungen des babylonischen Jesaias (XLV. 25)[1] herrschen soll, ausgeht:

Waldung, sie schwankt heran,
Felsen, sie lasten dran,
Wurzeln, sie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan.
Woge nach Woge spritzt,
Höhle, die tiefste, schützt.
Löwen, sie schleichen stumm-
Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort,
Heiligen Liebeshort.

3. Pater ecstaticus und Pater profundus.

Auf dem Wege zu Gott wird nichts gesucht und erstrebt als die Anschauung und Liebe Gottes. Um von Gott und der Liebe zu ihm völlig erfüllt und durchdrungen zu werden, muß das menschliche Herz alle Weltlichkeit von sich abthun und vertilgen lassen, es muß diese Vertilgung durch die vernichtenden Gewalten der Welt erflehen, damit nichts leuchte, nichts beharre als Gott und die Liebe zu Gott. Dieses

[1] Luther: „Wolf und Lamm sollen weiden zugleich, der Löwe wird Stroh essen wie ein Rind, die Schlange soll Erde essen" u. s. f.

Pathos bewegt und erschüttert den Pater ecstaticus. Eben darin besteht seine Ekstase:

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gotteslust.
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchwettert mich;
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern,
Ewiger Liebe Kern.

Nicht bloß das einsame, gottestrunkene Herz, sondern das gesammte Weltall in der unendlichen Fülle und Ordnung aller Dinge ist die wahre Offenbarung Gottes und der Liebe Gottes. So denkt im Einverständniß mit dem Dichter selbst der Pater profundus:

Wie Felsenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund lastend ruht,
Wie tausend Bäche strahlend fließen
Zum grausen Sturz des Schaums der Flut,
Wie strack, mit eignem kräftigen Triebe,
Der Stamm sich in die Lüfte trägt,

So ist es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.

Der Schein chaotischer Verwirrung löst sich in Harmonie auf und die vernichtenden Gewalten erweisen sich als segensreiche. Solche Gedanken sind wohl schon oft geäußert, aber nie so dichterisch erhaben und gewaltig ausgesprochen worden als hier:

Ist um mich her ein wildes Brausen,
Als wogte Wald und Felsengrund,
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund,
Berufen gleich das Thal zu wässern;
Der Blitz, der flammend niederschlug,
Die Atmosphäre zu verbessern,
Die Gift und Dunst im Busen trug;
Sind Liebesboten, sie verkünden,
Was ewig schaffend uns umwallt.

Und am Ende stimmt der Pater profundus doch ganz überein mit dem Pater ecstaticus, indem er die Gegenwart Gottes in dem menschlichen Herzen ersehnt:

Mein Innres mög' es auch entzünden,
Wo sich der Geist, verworren, kalt,
Verquält in stumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeschloss'nem Kettenschmerz.
O Gott! beschwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz.

4. Pater seraphicus und die Engel.

Die Grundanschauungen Goethes von der Entwicklung und dem Stufengang der Dinge treten uns höchst charakteristisch in der Art und Weise entgegen, wie er in den Schlußscenen seines Faust sowohl die Engel als die persönliche Unsterblichkeit aufgefaßt und dargestellt hat. Er unterscheidet den „Chor seliger Knaben", „Die Engel, welche Faustens Unsterbliches tragen", „Die jüngeren Engel", „Die vollendeteren Engel". Die Kinder, welche in der Mitternachtsstunde (11—12) geboren und gestorben sind, also die Welt so gut wie gar nicht erlebt haben, bilden im Reiche der Engel die unterste Stufe. Goethe nennt sie den „Chor seliger Knaben". Wie ein „Morgenwölkchen" umschweben sie den Pater seraphicus:

> Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
> Sag' uns, Guter, wer wir sind?
> Glücklich sind wir, allen, allen
> Ist das Dasein so gelind.

Die dem Pater seraphicus innewohnende Liebesfülle haben die seligen Knaben gespürt und sich ihm darum genähert:

Daß ein Liebender zugegen,
Fühlt ihr wohl, so naht euch nur;
Doch von schroffen Erdewegen,
Glückliche! habt ihr keine Spur.
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen,
Schaut euch diese Gegend an.

Und nun zeigt er ihnen ein Stück der irdischen Welt, in welcher die Anachoreten leben:

Das sind Bäume, das sind Felsen,
Wasserstrom, der abgestürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den steilen Weg verkürzt.

Diese Welt der Einsiedler erscheint den seligen Knaben recht unheimlich und macht ihnen angst und bange:

Das ist mächtig anzuschauen,
Doch zu düster ist der Ort,
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen,
Edler, Guter, laß uns fort.

Der Pater seraphicus heißt sie aus der Anachoretenwelt emporsteigen in die hohen und höchsten Regionen des Aethers, wo nichts waltet als die Gegenwart und Liebe Gottes; dort, von der göttlichen Liebe genährt, werden sie schnell wachsen und zu den höchsten Stufen des Daseins gedeihen:

Steigt hinan zu höherm Kreise,
Wachset immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weise,
Gottes Gegenwart verstärkt.
Denn das ist der Geister Nahrung,
Die im freisten Aether waltet,
Ewigen Liebens Offenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.

5. „Faustens Unsterbliches." Goethes Unsterblichkeitsideen.

Um alle die leidigen Fragen, die das Wie, Wo und Wann der Seelen betreffen, in Ansehung des Faust zu vermeiden, hat Goethe die Persönlichkeit des letzteren, um deren Errettung, Erlösung und Fortdauer es sich handelt, als „Faustens Unsterbliches" bezeichnet, welches die Engel den Teufeln und dem Mephistopheles entrissen und sogleich emporgetragen haben in das Reich der Seligen. Mephistopheles selbst nennt es die Seele des Faust: „Mir ist ein großer, einziger Schatz entwendet, die hohe Seele, die sich mir verpfändet".

Diese „hohe Seele" haben die Engel errettet und erlöst und verkünden es nunmehr in Triumph:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen,
„Wer immer strebend sich bemüht,

Den können wir erlösen".
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.[1]

Wir erinnern uns des Prologs im Himmel und der Worte des Herrn:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Wir erinnern uns auch, daß Goethe zu wiederholtenmalen erklärt hat, in den obigen Worten der Engel: „Gerettet ist das edle Glied" u. s. f. sei der Schlüssel zum Verständniß seines Faust enthalten.[2]

Die jüngeren Engel haben in der Rosenschlacht gesiegt und mit den Rosen, die sie aus den Händen heiliger Büßerinnen empfangen haben, den alten Satansmeister in die Flucht gejagt; die vollendeteren Engel, die Faustens Unsterbliches von jenen auf sich nehmen, fühlen sogleich, daß ihm noch etwas Irdisches anhaftet:

---

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. II. 4. Aufl. Cap. VI. S. 166–167. — [2] Ebendas. S. 168.

Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich.
Wenn starke Geisteskraft
Die Elemente
An sich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden.

Nach vollendeter Läuterung, in welcher durch die göttliche Liebe jeder Erdenrest getilgt ist, beginnt Faust sein neues seliges Dasein, gleichsam im Puppenstande, wie die seligen Knaben sagen:

Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenstand;
Also erlangen wir
Englisches Unterpfand.
Löset die Flocken los,
Die ihn umgeben,
Schon ist er schön und groß
Von heiligem Leben.

Fausts neues jenseitiges Leben, trotz aller Umwandlung und Läuterung, ist das Resultat seiner grandiosen diesseitigen Entwicklung. Diese ist keineswegs abgethan und vorüber oder „vorbei“

ihre Seele; wenn das Auge ein lebendiger Körper wäre, so wäre das Sehen seine Seele. So meinte Aristoteles. Leibniz war derselben Ansicht und nannte die Individualität eine Monade, Goethe, indem er die Ausdrucksweise beider Philosophen vereinigte, nannte die Persönlichkeit eine entelechische Monade und fand, daß eine solche ihre Thätigkeit dergestalt zu erweitern und zu erhöhen im Stande sei, daß sie dadurch und nur dadurch ewige Fortdauer erwerbe. Der Mensch ist nicht unsterblich, sondern wird es aus eigener Kraft und durch eigene Thätigkeit. Es sei unmöglich, daß ein Mensch, wie Wieland, auf dem Gipfel seiner Thätigkeit vernichtet werde; ebenso dachte er über sich selbst und seinen Faust. Darum läßt er die seligen Knaben sagen: „Doch dieser hat gelernt, er wird uns lehren". In einem seiner Gespräche mit Eckermann hat Goethe diese seine Ansicht von der Unsterblichkeit auf eine recht einleuchtende Art ausgesprochen. „Was hat man nicht alles über Unsterblichkeit philosophirt! und wie weit ist man gekommen! Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren. Aber wir sind nicht auf

gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein".[1]

6. Doctor Marianus und Mater gloriosa.

Man darf sich nicht wundern, daß Goethe zwar von einem Pater ecstaticus, profundus, seraphicus, nicht aber von einem Pater, sondern von einem Doctor Marianus geredet hat, denn das Wort Pater paßt nicht zur Mutter Gottes. Der Doctor Marianus ist in der höchsten, reinlichsten Zelle:

> Hier ist die Aussicht frei,
> Der Geist erhoben.
> Dort ziehen Fraun vorbei,
> Schwebend nach oben.
> Die Herrliche mitteninn
> Im Sternenkranze,
> Die Himmelskönigin,
> Ich seh's am Glanze.

Sie überstrahlt alles und bewegt den frommen Anachoreten zur höchsten Ekstase, sie hat den Heiland geboren, den Sohn Gottes: Das ist ihr unergründliches Geheimniß, welches als solches die

[1] Eckermann, Gespräche, Theil II. S. 101 (Dienstag 1. Sept. 1829).

Kirche bewahrt und bewacht. Alle in ihr vereinigten Ideale, welche jemals die religiöse Kunst inspirirt haben, erhebt und feiert der Doctor Marianus in einem der herrlichsten Gebete, die in deutscher Sprache gedichtet worden sind:

Höchste Herrscherin der Welt!
Lasse mich im blauen
Ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimniß schauen.
Billige, was des Mannes Brust
Ernst und zart beweget,
Und mit heiliger Liebeslust
Dir entgegen träget.

Unbezwinglich unser Muth,
Wenn du hehr gebietest,
Plötzlich mildert sich die Gluth,
Wie du uns befriedest.
Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.

Und nachdem sich die Mater gloriosa den Büßerinnen als die gnadenreiche Mutter erwiesen, wirft sich der Doctor Marianus auf sein Angesicht und schließt sein Gebet mit den Worten:

Blicket auf zum Retterblick,
Alle reuig Zarten,

Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder bess're Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!

7. Die Büßerinnen.

In der Gefolgschaft der gnadenreichen göttlichen Mutter sind die der Gnade bedürftigen reuigen Sünderinnen, wie sie der Doctor Marianus kennzeichnet:

Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen,
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.

Sie blicken flehend empor zu der einherschwebenden Mater gloriosa:

Du schwebst zu Höhen
Der ewigen Reiche,
Vernimm das Flehen,
Du Ohnegleiche,
Du Gnadenreiche!

Die drei Büßerinnen sind die große Sünderin (Magna peccatrix) aus Ev. Luc. VII, die Samariterin aus Ev. Joh. IV und die Maria Aegyptiaca aus den Acta Sanctorum.

In dem angeführten Abschnitt des Lucas wird erzählt (V. 36—50), daß Jesus bei einem Pharisäer Namens Simon zu Gaste war; da sei ein Weib, die eine bekannte Sünderin war, hereingekommen und habe die Füße Jesu mit ihren Thränen benetzt und geküßt, gesalbt und mit ihren Haaren getrocknet. Der Pharisäer war darob verwundert und zweifelte bei sich, daß Jesus ein Prophet sein könnte, da er sonst wissen müßte, was für ein Weib ihn anrühre. Jesus aber sagte zu ihm: „Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt". Und er sprach zu dem Weibe: „Dir sind deine Sünden vergeben".

Die Magna peccatrix fleht zur Mater gloriosa:

Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen ließ zum Balsam fließen,
Trotz des Pharisäer-Hohnes;
Beim Gefäße, das so reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder,
Bei den Locken, die so weichlich
Trockneten die heiligen Glieder —

Im Cap. IV des vierten Evangeliums, der einzigen Stelle, wo überhaupt die «Mulier Samaritana» vorkommt, wird erzählt, daß Jesus

auf seiner Wanderung von Judäa nach Galiläa durch das Land Samaria gereist und an den Jakobsbrunnen bei Sichar gelangt sei, wo er ausgeruht habe. Da sei ein Weib aus der Stadt gekommen, um Wasser zu schöpfen, und Jesus habe sie um einen Trunk gebeten. „Wer dieses Wasser trinket", sagte Jesus, „den wird wieder dürsten. Wer aber des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet."

Im weiteren Gange des Gesprächs sagt Jesus: „Gehe hin, rufe deinen Mann und komm her". Das Weib antwortete und sprach zu ihm: „Ich habe keinen Mann". Jesus spricht zu ihr: „Du hast recht gesagt: Ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann, da hast du recht gesagt."

Goethe war mit der religiösen Grundrichtung und Tendenz des vierten Evangeliums zu wenig bekannt, um die religiöse Bedeutung der samaritanischen Frau im parallelen Gegensatze zu Nikodemus, dessen Erscheinung der ihrigen un=

mittelbar vorausgeht, die durchgängig religiöse Bedeutung des Gesprächs zwischen Jesus und dem samaritanischen Weibe richtig zu würdigen. Dasselbe gilt von allen bisherigen Commentatoren.

Der Dichter selbst, wie sämmtliche Commentatoren, haben daraus, daß die Samariterin fünf Männer gehabt und der sechste, den sie gegenwärtig hat, nicht ihr Mann ist, den im johanneischen Sinn ganz irrigen und falschen Schluß gezogen, daß die Samariterin ein sündhaftes, der Reue und Buße bedürftiges Leben geführt habe. So ist die Mulier Samaritana wider den Sinn der evangelischen Erzählung unter die Büßerinnen gekommen. Die Stelle will nicht historisch, sondern symbolisch genommen und erklärt werden. Die jüdische Religion, der mosaisch-prophetische Monotheismus gilt, bildlich zu reden, als Monogamie, der Abfall von dem Gott ihres Volkes als Ehebruch, das Heidenthum oder die Vielgötterei als Polygamie. Die samaritanische Frau erscheint als Repräsentantin des Heidenthums.[1]

---

[1] Vgl. D. Fr. Strauß, Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. 2. Aufl. 1837. Bd. II. § 68. S. 581. Ferd. Christian Baur. Krit. Untersuchung der kanonischen

Dagegen verdient die Maria Aegyptiaca in vollstem Maße den Namen und Charakter der Büßerin sowohl durch ihr siebzehnjähriges lasterhaftes Leben, als durch die achtundvierzigjährige Buße in der Wüste jenseits des Jordans. Als sie, noch mitten in ihrem sündhaften Leben begriffen, eines Tages zu Jerusalem in die Grabeskirche eintreten wollte, wurde sie von unsichtbarer Gewalt unwiderstehlich zurückgestoßen; das hatte ihre völlige Umwandlung zur Folge, nachdem sie den Beistand der Mutter Gottes angefleht hatte. Im letzten Jahre ihrer Buße reichte ihr der Mönch Zosimas das heilige Abendmahl, und sie bat ihn um seine Fürbitte mit einigen Worten, die sie kurz vor ihrem Tode in den Wüstensand niederschrieb:

Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ,
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke stieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüsten blieb,
Bei dem seligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederschrieb —

Evangelien u. s. f. 1847. Evangel. Johannis. S. 301 Anmerkg.

Alle drei Büßerinnen flehen einmüthig:

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten steigerst,
Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte, daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen!

8. Gretchen und Faust.

Es ist die Fürbitte der begnadigten Büßerinnen für Gretchen, die erst jetzt am Schlusse des Ganzen uns wiedererscheint, von dem Dichter als eine der Büßerinnen bezeichnet, „una poenitentium, sonst Gretchen genannt“, sie erscheint im Gefolge der Büßerinnen, sich der göttlichen Jungfrau nähernd und sich an sie anschmiegend, ihre Verzeihung bedürfend und ersehnend. Einst, von Angst und Reue zerrissen, hatte Gretchen im Zwinger die Mater dolorosa angefleht, sich ihrer zu erbarmen:

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.[1]

Jetzt ist es die Mater gloriosa, die sie in ihrer unvergleichlichen Herrlichkeit vor sich sieht:

Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück.
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Jetzt erblickt sie den Geliebten, wie ihn die seligen Knaben umkreisen, um an ihm und durch ihn zu wachsen, als unsterblichen Jüngling, an dem alles Verlebte verschwunden und nichts Thatkräftiges verlebt ist; alles, was ihn erniedrigen, verunstalten und so sehr entstellen konnte, daß Gretchen ausrief: „Heinrich! Mir graut's vor dir", ist verlebt und verschwunden:

Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heiligen Schaar.
Sieh! wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle sich entrafft,

---

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. III. Cap. IX. S. 310.

Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft.
Vergönne mir, ihn zu belehren.
Noch blendet ihn der neue Tag.

Die Mater gloriosa begnadigt beide und verzeiht beiden, sie sagt zu Gretchen:

Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet, folgt er nach.

Jetzt heißt es nicht mehr Faust und Gretchen, sondern Gretchen und Faust: sie geht voran, er folgt nach, sie läßt sich nicht von ihm belehren, sondern sie sagt: „Vergönne mir, ihn zu belehren, noch blendet ihn der neue Tag".

In unserer Fausttragödie waltet ein Mysterium, welches Goethe am Schlusse des Ganzen nicht durch die heiligen Anachoreten, nicht durch die Büßerinnen, auch nicht, wie man gemeint hat, durch beide zusammen, sondern durch eine Vereinigung himmlischer Stimmen, welche er den Chorus mysticus genannt hat, verkündet.

Es handelt sich nicht um die vielen und bunten Begebenheiten, welche im Verlauf dieser zweitheiligen Tragödie an uns vorübergegangen sind, sondern um den Sinn und die Bedeutung aller insgesammt. Was der Held unserer Tragödie seine

bessere Seele genannt hat, die Sehnsucht nach Gott, den Urdrang zur Vereinigung mit ihm, das ist auch der Sinn und Endzweck der ganzen Fausttragödie. Gerade wegen dieser Grundidee und dieses Endziels ist diese Tragödie einzig und unvergleichlich in der Weltlitteratur. Die Vereinigung der Welt mit Gott und ihr Durchdrungensein von der ewigen Liebe läßt sich nicht wie ein einzelnes Factum beschreiben: sie ist das Unbeschreibliche, von dem der Dichter im Hinblick auf die Vollendung seiner Tragödie sagen konnte: „Hier ist's gethan!“ Dies ist das große, mächtige, gehaltvolle Ereigniß, das einzige, das um seiner Bedeutung willen im Unterschiede von allen Geschehnissen verdient Ereigniß genannt zu werden: das Ereigniß in der prägnantesten Bedeutung des Worts. Die Welt ist voller Mängel und Unzulänglichkeiten, aber diese Mängel hindern sie nicht, von der Liebe zu Gott ergriffen zu werden und jenes große Ereigniß zu erfüllen: „Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß“. Liebe und Hingebung aus Herzensdrang ist das Ewig-Weibliche. Gretchen geht voran und zeigt den Weg zu Gott. „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.“

In einem früheren und ersten Vorblick auf den zweiten Theil des goetheschen Faust hatte ich schon auf den Chorus mysticus und die tiefsinnige Bedeutung seiner Worte hingewiesen. Ich wiederhole meine damaligen Worte. „Was der Mensch in seinem Innersten gewinnt und wird, ist ein Inhalt, der in keiner Form einer äußern Handlung aufgeht, und sich nicht dramatisch, sondern nur symbolisch darstellen läßt. Wie sich die dramatische Handlung zur Leidenschaft, so verhält sich zur Läuterung die bedeutsame. Was Goethe in Italien erlebt hat, läßt sich erzählen und ist, was die Erzählung seiner Reise schildert: dagegen die Bedeutung dieser Lebensepoche, die in ihm fortwirkte und aus der, bildlich zu reden, seine Vermählung mit der Helena hervorging, ist kein äußeres Erlebniß, und doch mehr als alle Begebenheiten zusammen. Nicht in dem, was man erlebt, sondern wie man es erlebt, liegt die Bedeutung des Daseins und der Sinn unserer Lebensereignisse.“ [1]

Um zu Gott zu gelangen, zu „den Gefilden

---

[1] Vgl. dieses Werk. Bd. II. 4. Aufl. Cap. VII. S. 192—195.

